Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werkthätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 419.] Mit der illustrirten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt". [Telephon Nr. 419

Der „Lübecker Volksbote" erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich Mk. 1,60. Monatlich 55 Pfg. Postzeitungsliste Nr. 4089 a, 6. Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 15 Pfg., für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeiger nur 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 20 Pfg. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 202. Mittwoch, den 30. August 1899. 6. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Mittellandkanal und Handelspolitik.

Wp. Der industrielle Aufschwung hat die Lage der ostelbischen Gutsbesitzer bedeutend gebessert. Im Jahre 1895 gab es in Preußen auf dem Lande 77977 Zensiten mit einem Einkommen von über 3000 Mark, 1898 dagegen bereits 84907 — um fast 7000 mehr. Das Einkommen dieser Zensiten auf dem Lande stieg von 731 auf 804 Millionen Mark. Man weiß auch, woher das kommt: von der Steigerung der Getreidepreise, die das Volk zu bezahlen hat. Auf das Kilogramm berechnet, sind die Roggenbrodpreise in Berlin 1895 bis 1898 von 20,63 auf 21,15 Pfennige gestiegen.

Aber die industrielle Blüthe dauert nicht ewig. Nach guten Zeiten kommen schlechte, es tritt die Geschäftsflaue ein und zahlreiche Arbeiter werden arbeitslos. Dann können sie auch den erhöhten Brodpreis, den sie jetzt schon mit Mühe tragen, nicht mehr bezahlen. Dann müssen die Getreidepreise wieder sinken. Die Geschäftsstockung bewirkt auch bei anderen Leuten, als bei den Arbeitern, einen Rückgang des Einkommens; das Ergebniß ist eine allgemeine Verminderung des Verbrauchs. Es wird weniger Fleisch, Milch, Eier, Bier konsumirt, wer Weizenbrod aß, kehrt zum Roggenbrod zurück, an Stelle des Roggenbrods treten die Kartoffeln. Unbedingt würden auch die Herren ostelbischen Junker die Folgen davon zu verspüren haben.

Von keiner Seite ist angezweifelt worden, daß der Mittelland-Kanal die Entwickelung der Industrie fördern würde. Auch die Agrarier haben das nicht bestritten. Der Hauptgrund, weshalb sie die Vorlage abgelehnt haben, war bekanntlich die Befürchtung ausländischer Getreidekonkurrenz. Was die Agrarier übersehen haben — und auch stets übersehen — ist der Umstand, daß die Getreidepreise nicht bloß unter dem Einflusse des Auslandes, sondern auch unter dem des Inlandes stehen, wie wir soeben ausgeführt haben.

Nun haben die Agrarier verhindert, daß das ausländische Getreide auf billigen Transportwegen nach Mitteldeutschland kommt. Sie haben es erreicht dadurch, daß sie ein wichtiges Mittel, die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie auf dem Weltmarkte zu heben, vernichtet haben. Um so rascher muß der Punkt erreicht werden, an dem die Herrlichkeit der industriellen Blüthe in sich selbst zusammenbricht. Mögen nun die Agrarier blindlings darauf losstevern, so können doch die Industriellen die Sache nicht so ruhig hinnehmen. Sie zeigen sich umso aufgeregter, als thatsächlich bereits Anzeichen eines geschäftlichen Niedergangs wahrzunehmen sind. Der Kanalbau eröffnete Aussichten auf neue Gründungen, und nunmehr sehen sich die Herren von der Industrie nicht nur in ihren Erwartungen auf neue Profite getäuscht, sondern selbst ihre alten Profite bedroht von der heranziehenden Krisis. Das thut weh!

Die öffentliche Meinung des Bürgerthums ist wüthend. Die preußische Regierung ist entrüstet: denn die glatte Ablehnung der Vorlage war ihr ein platter Schlag in's Gesicht, eine schallende Ohrfeige. Alles sinnt nach Vergeltung, brütet Rache.

Ist denn den Junkern gar nicht beizukommen? Warum nicht, es sind sogar verschiedene Wege dazu vorhanden. Der eine wäre die Auflösung des Landtages. Alle Welt hat darauf gewartet. Eine Neuwahl würde trotz des Dreiklassenwahlsystems die agrarische Mehrheit zertrümmern. Allein die Neuwahl des Landtages würde die Sozialdemokratie auf den Plan bringen, die unter sehr günstigen Agitationsbedingungen in den Wahlkampf getreten wäre — wo aber die Angst vor der Sozialdemokratie sich einstellt, da hört bekanntlich bei den Regierungen jede Staatsraison auf. Deshalb war es von vornherein aussichtslos, daß die preußische Regierung sich entschließen würde, diesen Weg zu beschreiten. Zweitens könnte man eine Kanalbau-Vorlage im Reichstag einbringen. Die politische Handhabe dazu ist vorhanden. Allein das würde nicht nur auf partikularischen Widerstand stoßen, es hieße vor Allem dem preußischen Landtag den Todesstoß versetzen, das stärkste Bollwerk der politischen Reaktion zerstören — dafür ist eine preußische Regierung nicht zu haben.

Die preußische Regierung hat denn auch keinen der beiden Wege beschritten, sondern sie huft zurück. An dem „Muth der Kaltblütigkeit" fehlt es auch den nachkaprivischen Ministern nicht. Die Hoffnungen der Bourgeoisie auf eine muthige That der Regierung sind also zu Wasser geworden, wie auch zu erwarten war.]

Es giebt aber ein Mittel, den Junkern beizukommen, auch ohne erst die Initiative der Regierung abzuwarten. Man kann sie an ihrem wundesten Punkt treffen, an der Handelspolitik des Reichs, an den Getreidezöllen. Wenn die Entwickelung der Industrie Schwierigkeiten findet, muß sie mit Gewalt nach Erweiterung ihres Absatzes suchen. Das ist zu erreichen, wenn man die deutschen Getreidezölle aufhebt und dafür billiges Brod und Herabsetzung der ausländischen Schutzzölle eintauscht. Kein Mittellandkanal — keine Getreidezölle!

Es empfiehlt sich umsomehr, in diesem Sinne vorzugehen, als die Entwicklung zweifellos zu diesem Ergebniß führt. Die Getreidezölle sind nicht mehr aufrechtzuerhalten, wenn Deutschland ein Exportland bleiben will. Die Agrarier thaten verwundert, daß Reichskanzler Hohenlohe die Ablehnung der Kanalvorlage in Verbindung brachte mit der Handelspolitik. Wir haben gesehen, daß dieser Zusammenhang thatsächlich besteht. Man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß jene Aeußerung des Reichskanzlers ihren Ursprung, außer in der Kanalvorlage, in den Schwierigkeiten findet, welchen die Regierung jetzt schon bei der Vorbereitung der Handelsverträge unter Berücksichtigung der agrarischen Interessen begegnet.

Was nun auch die Regierung und die Parteien unternehmen mögen, sicher ist, daß der Streit zwischen Agrariern und Industriellen durch die Vernichtung der Kanalvorlage nicht erledigt, sondern erst recht entfacht ist und destomehr um sich greifen muß, je weniger günstig sich die Handelslage sich gestaltet und je näher der Zeitpunkt des Abschlusses der neuen Handelsverträge heranrückt. Die Stellung der Sozialdemokratie ist auch hier durch ihr Programm klar bestimmt: Abschaffung der Zölle und Verbrauchsabgaben. Bleibt sie diesem treu, so eröffnet sich wieder eine Gelegenheit zur fruchtbringenden Agitation.

Prozeß Dreyfus.

Die Sitzung des Kriegsgerichts in Rennes wurde Montag gegen 3/4 7 Uhr ohne Zwischenfall eröffnet.

Der Zeichner Paraf-Javal (nicht Bernard, wie irrthümlich in unserer letzten Nummer gemeldet worden war. Red.) fährt in seiner am Sonnabend begonnenen Aussage fort und macht Bertillon den Vorwurf, mit der Handschrift Esterhazys nicht dieselben Proben angestellt zu haben, wie mit derjenigen von Dreyfus. Er hätte, anstatt sich auf die Prüfung von Dreyfus' Handschrift allein zu beschränken, eine große Anzahl Handschriften studiren sollen. Der Sachverständige ist bemüht, jede einzelne Bemerkung Bertillons zu widerlegen. Er sucht insbesondere nachzuweisen, daß die angebliche geometrische Regelmäßigkeit in der Schrift des Bordereaus nicht bestehe: es sei unmöglich, daß dasselbe durchgepauft sei; die Eigenliebe allein hindere Bertillon, das Unzutreffende seines Systems anzuerkennen.

Mineningenieur Bernard

widerlegt gleichfalls das System Bertillons; das Bordereau habe einen durchaus natürlichen Schriftzug. Bernard unterbreitet den Richtern eine beschriebene Seite, die gewisse Eigenheiten bietet und die Behauptung zuläßt, daß man es mit einer künstlich hergestellten Schrift zu thun habe. Bernard bemerkt dazu: „Nun wohlan, diese Seite ist von Bertillon selbst geschrieben." (Heiterkeit.)

Der Schreibsachverständige von 1894

Teyssonières

macht alsdann seine Aussage, erklärt den Bericht von 1894 in seiner Gesammtheit aufrecht zu halten und schließt damit, daß die Schrift des Bordereaus von derselben Hand sei, wie diejenige der bei Dreyfus beschlagnahmten Vergleichsstücke. Alsdann geht Teyssonières in seinem Gutachten auf Einzelheiten, Wort für Wort, Buchstabe für Buchstabe ein, erklärt, er habe niemals Kenntniß ge-

Zwanglose Wochenplauderei.

Der Apfel war schon im Paradies
Ein höchst begehrter Artikel,
Wer ohne Erlaubniß ihn mitgeh'n hieß,
Den kriegte man flugs beim Wickel.

Auch heute wird kräftig von Jung und Alt
Noch in den Apfel gebissen,
Ja, Buben holen ihn oft mit Gewalt, —
Kommt „Einer", wird ausgerissen.

Jüngst saß ein Junge in einem Baum,
Der nicht seinem Vater gehörte,
Das sah ein zimmernder Meister kaum,
Als er sich flugs auch empörte.

Nun können, wie Jedermann bekannt,
Die Jungens wie Windhunde laufen;
Wie sehr auch der zimmernde Meister gerannt,
Er mußte sich bald verschnaufen.

Da nahte ein Helfer in Malergestalt,
Ein Jünger des heiligen Lukas,
Mit seiner Strampelmaschine Gewalt,
Vollstreckend des Zimmermanns Ukas.

Und wär' nicht gewesen ein ruchloses Chor
Als Buben auf „Neppel" Gereifter,
Vielleicht hätt' noch heute den Bengel beim Ohr
Der pinselnde, radelnde Meister.

Als ich von der kühnen That des muthigen Façadenraphaels hörte, der auf seiner Stahlmähre dem jugendlichen Liebhaber rothbäckiger Aepfel nachjagte, bis er ihn erwischte, da habe ich mir im Stillen gedacht, jetzt sind wir aus dem Druck. Unser vielgeplagtes Polizeiamt ist ja leider nicht in der Lage, an der Trave soviel Schutzleute zu stellen, wie die Anwohner wünschen; nun kann es sich nur mit der Malerinnung in Verbindung setzen, und Alles ist gut. Diese beruft dann, wie es im alten Zunftjargon heißt, ein „Verboht" ein und belegirt die erforderlichen freiwilligen Polizisten. Dann geht's per Rad, hopp, hopp! hinter den Kunden an. Heiliger Lukas, wie tief sind deine Jünger gesunken! Am 19. September 1761 wurde noch der kunstliebende Geselle Ditborn zu 1 Thaler 8 Schillingen Strafe verurtheilt, weil er „wie ein Lehrbursch mit der Farbenkiepe sich trägt, worüber die sämptlichen Gesellen sich beschwert fühlen" und das „Ehrsame Amt" pflichtete dem bei — was würde nach diesem Tarif wohl der polizistisch veranlagte Herr Meister haben zahlen müssen?

Wie sich doch die Zeiten überhaupt geändert haben! Sollte man doch glauben, daß nach alter Bätersitte des Staates Häupter aus den Reihen der tüchtigsten Bürger genommen würden. Ja, Kuchen! Da kommt so ein naseweiser Briefschreiber und erzählt ganz treuherzig unsern Kieler Nachbarn, danach würde durchaus nicht gesehen, das mache man hübsch beim Kaffeeklatsch ab. Daß Du die Nase in's Gesicht behältst, würde Bräsig sagen. Wenn also Herrn Soundso's Aelteste einen zu großen Mund und falsche Zähne hat, kann Herr Soundso, und wenn er ein Mammuth von Gelehrsamkeit, Rechtschaffenheit und Verdiensten wäre, nicht in das hohe Amt gelangen. Da werden künftig aber auch die etwaigen Leichenreden und Zeitungsnekrologe etwas anders ausfallen müssen. Etwa: „Dank dem wundervollen Blond der Zöpfe seiner Einzigen, in die die Männerwelt geradezu vernarrt war, und dank dem langen Arm seiner behäbigen Ehehälfte ward ihm das Vertrauen der Wahlbürger zutheil und er zu den höchsten Ehren berufen." Da lachst, verehrter Leser! Ja, in lübschen Blättern wirst Du dergleichen nicht lesen, aber in Kielern könnte es leicht einmal auftauchen. Dort kann man ungestört die polizeiwidrigsten Gedanken tummeln lassen; hier in Lübeck muß man sich schon vorsehen, sonst . . .

Mußt Du in stiller Klause wohnen
Bei mucheligen Kaffeebohnen —
Und darfst bei Talg und Erbsenbrei
Vergessen, daß Du einstmals frei.

Na, uns soll das weiter nicht anfechten, wie es die da oben treiben. Mag der große Wurf gelingen. Wir wollen schon dafür sorgen, daß wir die Nase mitten im Gesicht behalten. Staatsoberhaupt würden wir ja Alle nicht, und wenn sie hinten im Nacken hätten. Da lassen wir's denn eben beim Normalen. Den Kieler Briefschreiber aber werden auch wohl schon gute Freunde durch einen kräftigen Rippenstoß auf die Lebensregel der Gebundenen und Abhängigen aufmerksam gemacht haben, die da lautet:

Der Weiseste unter den Weisen ist,
Wer zeitweise seine Klugheit vergißt.

Wir wollen diesem pessimistischen Grundsatze beileibe nicht huldigen, aber die Leute in jenen Kreisen müssen es eben, sonst . . . Der Rest ist ein Tritt.

A. K.

habt von dem Schriftstücke, welches Dreyfus auf Diktat niedergeschrieben und welches Ausdrücke des Bordereaus reproduzirte. Der Bogen dieses von dem Angeklagten hergestellten Dokuments wird dem Zeugen unterbreitet, welcher erklärt, niemals dies Vergleichsstück gesehen zu haben. (Sensation.) Als man ihn auffordert, diese Abschrift mit dem Original-Bordereau zu vergleichen, sagt er, er brauche wenigstens 8 Tage dazu, um sich darüber zu äußern.

Es werden einige Fragen an Teyssonnieres gerichtet. Sodann erklärt Dreyfus, die Ausführungen des Schreibsachverständigen seien völlig unzutreffend; er geht dieselben im einzelnen durch. Der Schreibsachverständige erwidert, der Urheber des Bordereaus habe versucht, seine Handschrift zu verstellen, aber seine wirkliche Handschrift sei doch hervorgetreten. Als der Zeuge sodann von dem Berichte Ballot-Beaupres, des Berichterstatters des Kassationshofes, sprechen will, äußert der Präsident, das Kriegsgericht habe sich nicht mit der Meinung eines Richters zu beschäftigen. Die Sitzung wird sodann unterbrochen.

Nach Wiederaufnahme der Sitzung erklärt

Archivar Charavay,

er habe sich nach der Prüfung des Bordereaus im Jahre 1894 dahin ausgesprochen, daß Dreyfus der Urheber des Bordereaus sei, doch habe sich seine Ansicht seitdem geändert, heute sei er überzeugt, daß er sich im Jahre 1894 geirrt habe. Zu dieser Ueberzeugung sei er durch die Veröffentlichung der Briefe Esterhazys, durch dessen Geständnisse, durch die Fälschung Henrys und die Untersuchung des Kassationshofes gelangt. „Es ist eine große Erleichterung für mein Gewissen, fügt er hinzu, vor dem Kriegsgericht erklären zu können, daß Dreyfus ein Opfer meines Irrthums ist. Esterhazy ist ohne Frage der Urheber des Bordereaus. (Anhaltende Bewegung.) Eine einfache Prüfung des Bordereaus und der Vergleichsstücke genügt, um festzustellen, daß Dreyfus das Bordereau nicht geschrieben hat. Auf Dreyfus' Wunsch giebt Charavay technische Erklärungen über die Schriftvergleichung.

Pelletier.

Der Sachverständige Pelletier erklärt, das Bordereau rühre nicht von Dreyfus her, eher sei es das Werk Esterhazys, aber er könne das nicht in aller Form behaupten, da die Schrift Esterhazys ihm nur kurze Zeit zur Verfügung gestanden habe. Conard, der Archivar des Departements Seine et Oise, welcher neben Belhomme und Varinard 1897 im Prozesse Esterhazy Sachverständiger war, erklärt, er gebe seinen Kopf dafür zum Pfande, daß das Bordereau nicht von Esterhazy sei, trotzdem dieser es versichert habe. Bezüglich der Urheberschaft von Dreyfus wolle er jedoch nichts sagen, da er dessen Schrift niemals geprüft habe. Seiner Ansicht nach sei das Bordereau auf die Schrift Esterhazys durchgepaust worden. Der Sachverständige Varinard sagt im gleichen Sinne aus wie Conard. Auf Wunsch des Regierungs-Kommissars Carrière ordnet der Präsident die kommissarische Vernehmung du Paty de Clams an. Hierauf wird die Sitzung kurz vor 12 Uhr ohne Zwischenfall geschlossen. Unter den für Dienstag vorgeladenen Zeugen befindet sich Freycinet.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Deutschlands neueste „Pachtung". Der „Voss. Ztg." wird von einem in Nürnberg sich aufhaltenden englischen Diplomaten mitgetheilt, die Veröffentlichung der Verträge mit Portugal wegen dessen afrikanischen Besitzes stehe in den nächsten Tagen bevor. Der Norden des portugiesischen Ostafrika werde deutsch, die Delagoabay englischer Besitz, Beides in Form einer 99jährigen Pachtung; Mozambique bleibe portugiesisch. — Als ob Deutschland nicht schon genug Sandwüsten, Fieber- und Drecklöcher hätte, die heidenmäßig viel Geld kosten!

Es donnert und blitzt bei uns jeden Augenblick ganz fürchterlich, aber es schlägt niemals ein, also charakterisirt die „Köln. Volksztg." den Verlauf der gegenwärtigen Krisis: „Darum fürchten sich die Leute vor dem tobenden Gewitter auch gar nicht mehr so recht. Der Reichstag hat jetzt fast keine Session mehr, in der es nicht ein- oder zweimal heißt, ihm stehe die Auflösung bevor. Das Gewitter geht aber regelmäßig vorüber, ohne Schaden zu thun. Kein Wunder, daß nun die Konservativen an die Auflösung des Abgeordneten erst recht nicht glauben wollten. Und sie scheinen sich nicht verrechnet zu haben. Die Ueberzeugung, daß ihnen nichts ernstliches geschehen werde, hat die Konservativen so fest in ihrem Widerstande gemacht. Sie haben unter Caprivi gegen die Regierung und sogar gegen den Kaiser die rücksichtsloseste Opposition geführt, ohne daß ihnen das nachgetragen wurde; ja, sie haben damit sogar die Umgestaltung der Regierung in ihrem Sinne erreicht. Wie sollten sie jetzt glauben, daß der Kampf gegen die Kanalvorlage zu ihrem Schaden ausschlagen könne?" Nichts kennzeichne die Lage mehr, „als daß gerade Herr von Miquel, dem doch ein Haupt-„Verdienst" an dem Scheitern der Kanalvorlage gebührt, noch immer am festesten im Sattel zu sitzen scheint. Hat er so vortrefflichen Rath zu ertheilen gewußt, oder herrscht vollständige Rathlosigkeit?" (Vergl. dazu den Artikel „Eine aktuelle Reminiscenz." Die Red.)

Eine aktuelle Reminiscenz. Es war im Jahre 1855 im ehemaligen Königreich Hannover, als der König Georg, um gegen die Verfassung regieren zu können, das Ministerium Borries berief, welches sich sofort wüthend gegen den Liberalismus und Constitutionalismus wandte. Die immer mehr anschwellende, nationale Bewegung in Deutschland von deren leitenden Männern Rudolf v. Bennigsen zu seinen erbittertsten Gegnern gehörte, war ihm „nur das Werk infamer Demagogen, welche die durch den Wiener Kongreß festgesetzte Staatsordnung freventlich umstürzen wollten und gegen deren Bestrebungen alle legitimen Fürstenhäuser sich vereinigen müßten." „In Erforderniß des Staatszweckes" wollte er u. A. dem Staatsoberhaupte „das Recht zuweisen, alle Bewohner des Staatsgebiets zum unbedingten Gehorsam gegen seinen in gesetzlicher Form kundgegebenen Willen zu verpflichten, dabei aber zu jeder Zeit die erlassenen Gesetze mittels Ordinationen, Dispensationen und Privilegien abändern und interpretiren zu dürfen."

Unter solchen Umständen erregte die Verordnung vom 1. August einen großen Aufruhr im Lande. Die Führer des „Radikalismus", wie der Bürgermeister Grumbrecht in Harburg, wurden ostentativ gefeiert. Professor Ewald in Göttingen, noch von 1837 her in rühmlicher Erinnerung, erklärte, der Verordnung keinen Gehorsam leisten zu können, und, besonders ergrimmt über die Zusammensetzung der ersten Kammer und voll Haß gegen den Adel, konnte noch im Jahre 1865 der Obergerichtsanwalt Miquel zu dem Redakteur der „Rheinischen Zeitung" von dem Tage sprechen, „wo wir auf der Straße die Massen anfeuern, den Junkern die Köpfe einzuschlagen!" — Es ist im Jahre 1899 im heutigen Königreich Preußen. Am Ministertische des preußischen Landtags steht ein kluger, scheinbar müder alter Mann, der Finanzminister von Miquel. Er ist Ritter des schwarzen Adlerordens und mithin adlig. Er spricht zu einem Parlament, dessen Mehrheit aus Junkern besteht, aber er haßt sie nicht mehr. Er ist ihnen von Herzen zugethan und hat ihnen schon zahlreiche Beweise seiner wirksamen Fürsorge geliefert. Er war ihnen Mentor und Leitstern in allen ihren Bestrebungen, sich einen politischen und wirthschaftlichen Vortheil zu verschaffen. Bei dem aber, was er ihnen jetzt empfiehlt, sehen und erkennen sie keinen greifbaren Vortheil für sich. Darum opponiren sie ihrem bisherigen Mentor und Leitstern, und das thut ihm weh; aber er schlägt ihnen dafür noch nicht die Köpfe ein. Er spricht zu ihnen mit jener pädagogischen Milde, mit denen man zu ungezogenen Kindern spricht, die das nicht begreifen wollen, was man für sie für gut hält. Sie hassen den modernen Verkehr, der die Industrie fördert und ihre Hörigen deutlich darauf hinweist, daß sie anderwärts denn im Junkerparadies besseren Lohn und bessere Behandlung finden, und darum bekämpfen sie die Förderung des modernen Verkehrs durch das neue Werk, das er ihnen empfiehlt. Und Miquel ist mit ihnen! Ja er hat sogar für seine lieben Freunde beim Kaiser ein gutes Wort eingelegt.

Miquel hat nämlich nach dem „Hannov. Cour." den Kaiser zu bestimmen gesucht, aus dem ablehnenden Votum des Abgeordnetenhauses über die Kanalvorlage keinerlei ernste Konsequenzen in Bezug auf das Verhältniß der Konservativen zur Krone zu ziehen. Er habe dem Kaiser auseinandergesetzt, „daß die Konservativen in Wirklichkeit der Kanalvorlage gegenüber von Anfang an keine grundsätzliche Opposition getrieben hätten." Hieraus werden die Konservativen natürlich mit Freuden als die wahre Ansicht des Ministers v. Miquel herauslesen, daß sie die „größten Esel" gewesen wären, wenn sie für den Kanal gestimmt hätten. Der Kaiser, fügt der „Hannov. Cour." hinzu, habe die Darlegung des vielgewandten Mannes, besonders soweit sie die ursprüngliche Haltung der Konservativen zur Kanalvorlage betrifft, nicht ganz einwandfrei gefunden. Nach dem „Hannov. Cour." hat der einst liberale Minister Miquel den bösen Liberalismus als ein wahres Schreckgespenst geschildert.

Die „Majestätsbeleidigung" des „Vorwärts." Wir wissen nun, worin die Majestätsbeleidigung bestehen soll, um derentwillen am Mittwoch die Beilage des „Vorw." konfiszirt wurde. Der Untersuchungsrichter, vor dem am Sonnabend der verantwortliche Redakteur erschien, hat es enthüllt. Der Denunziantenvers von Hoffmann von Fallersleben, der an der Spitze stand, soll — man denke — auf den Kaiser bezogen worden sein. Wenn die Notiz in der „Nat.-Ztg." gestanden hätte, so würde man sie, meinte (nach dem „Vorwärts") der Herr Untersuchungsrichter, für unbedenklich halten. Aber da sie im „Vorwärts" zu lesen war, so könne man sich einer derartigen bösen Absicht wohl versehen. — Das ist eine neue Anwendung der Schönstedt'schen Rechtsanschauung; wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe. Eine an sich gesetzlich einwandfreie Notiz wird strafbar durch die Veröffentlichung im „Vorwärts." Der „Vorwärts" selbst wird für sich strafbar erklärt, er verwandelt durch seinen Generaldolus selbst einen Polizeibericht in eine Majestätsbeleidigung. Wo ist die deutsche Rechtsprechung hingekommen?!

Wie der Landwirthschaft geholfen werden kann, erzählt klipp und klar ein angeblicher Bauer namens Pockholz aus Rospitz in Westpreußen in einem Eingesandt an die in Marienwerder erscheinenden „Neuen Westpreußischen Mittheilungen. Erst bringt der gute Mann den Abgeordneten, die die Kanalvorlage zu Fall gebracht haben, ein Hoch aus und kramt dann weiter u. a. folgende Weisheit aus:

„Unsere Wirthschaftspolitik leidet noch an einem großen Krebsschaden, der wohl zu beseitigen wäre und zwar an der Verrohung unserer Arbeiter, die infolge der übermäßig hohen Löhne zur Trunksucht getrieben und dann dem Gefängniß verfallen. Diesem Uebelstande wäre damit bestimmt abzuhelfen, daß kürzere Freiheits- nebst Prügelstrafe eingeführt würde, dadurch würden die Gefängnisse in Kürze entleert, die Arbeiter der Landwirthschaft wieder zugeführt, und, was die Hauptsache ist, die Strafe würde nachhaltiger wirken."

Also dadurch, daß die Landarbeiter durch die „übermäßig hohen Löhne" verführt, sich dem Trunke ergeben und schließlich dem Gefängniß verfallen, ist die Leutenoth entstanden. Da ist es ja noch recht arbeiterfreundlich von dem Bauer Pockholz, daß er nicht für die Herabsetzung der „hohen" Löhne, sondern nur für Verkürzung der Freiheitsstrafe und zur besonderen Würze derselben für die Prügelstrafe eintritt. Natürlich verlangt dieser agrarische Mustermensch in seinem Eingesandt auch die Aufhebung der Freizügigkeit.

Kleine politische Nachrichten. Die Zwangsinnung haben die Bäckermeister in Barmen bereits satt. Sie beschlossen, die erst kürzlich errichtete Zwangsinnung aufzulösen. — Im Lehrerseminar zu Bütow (Pommern) tritt die Genickstarre epidemisch auf. — Als ein Förderstuhl, auf welchem sich 16 Arbeiter befanden, in das Bergwerk von St. Etienne hinabgelassen wurde, riß das Seil; sämmtliche Arbeiter wurden getödtet. — In dem Steinkohlenbergwerke Sobolejewskoje im Donezgebiet (Rußland) fand eine Explosion schlagender Wetter statt. 28 Bergleute wurden als Leichen hervorgezogen. Es werden weitere 40 noch vermißt. — Die Londoner „Daily Mail" meldet aus Fez: Während einer öffentlichen Festlichkeit sei ein Attentat gegen den Sultan von Fez ausgeführt worden. Zwei Leiboffiziere, welche an der Seite des Sultans aufgestellt waren, wurden getödtet, der Sultan selbst kam mit dem bloßen Schrecken davon. — In Santiago, Haiti, ist die „Revolution proklamirt" worden. General Pepits wurde von den Aufständischen geschlagen. Der Erfolg Jimenes' scheint sicher zu sein.

Oesterreich-Ungarn.

In Reichenberg kam es zu Demonstrationen gegen den § 14. In Graslitz hält die Erregung noch an. Die gesammte Stadtvertretung legte ihr Mandat nieder. Auch der Bürgermeister ließ erklären, daß er sein Amt niederlege. Dieser Schritt erfolgte, weil die Gemeindevertretung auf das telegraphische Gesuch um Entlassung der Verhafteten vom Statthalter und Ministerpräsidenten keine Antwort erhielt und nicht länger die Verantwortung für die Ruhe und Ordnung tragen kann.

Frankreich.

Die tapfere That des Hauptmann Freystätter, welcher durch seine furchtlose Aussage am Sonnabend das verbrecherische Treiben des Generals Mercier in seiner ganzen Nacktheit enthüllt hat, nimmt in Paris wie überall das öffentliche Interesse fast ausschließlich in Anspruch. Man betrachtet sie als den Gipfelpunkt des Prozesses. In den revisionistischen Blättern wird die Verhaftung Merciers gefordert, da er des Meineides überführt sei. Der gemäßigte „Petit bleu" räth den getäuschten Offizieren, sich endlich von einer erniedrigenden und gefährlichen Solidarität loszusagen. Die Blätter verlangen außerdem dringend das Erscheinen du Patys, da er sehr interessante Enthüllungen machen könnte. Wie aus dem heutigen Bericht über die Montagsverhandlung in Rennes hervorgeht, hat das Kriegsgericht sich endlich dazu aufgerafft, Paty du Clam wenigstens kommissarisch vernehmen zu lassen. Im Uebrigen scheint es mit der Krankheit du Patys nicht sehr weit her zu sein. Sein Sohn theilte wenigstens einem Mitarbeiter der „Lanterne" mit, daß sein Vater ihm gegenwärtig eine Denkschrift diktire, welche als Zeugenaussage vor dem Kriegsgericht verlesen werden solle. Der Sohn fügte hinzu, sein Vater bezwecke mit dieser Denkschrift, weniger sich persönlich zu vertheidigen, als zur Feststellung der Wahrheit beizutragen, ganz gleichgültig, wem diese Wahrheit nütze. Wenn es sich hierbei nicht bloß um Phrasen handelt, wird Mercier und Konsorten in du Paty de Clam ein neuer furchtbarer Ankläger entstehen.

Die Anti-Dreyfusblätter wenden den beliebten Tric an, Freystätters Aussage zu fälschen und zu entstellen. Sie versteifen sich auf Mercier's frechen Vorwurf der Lüge, den leider der Präsident ungerügt gelassen hat. Durch Freystätter's Aussage ist überzeugend nachgewiesen, daß General Mercier dem Kriegsgericht die Uebersetzung der Depesche Panizzardi's mitgetheilt hat, welche für Dreyfus belastend war und von der Mercier damals bereits wußte, daß sie gefälscht war. Panizzardi hatte, woran hier wieder erinnert sei, am Tage nach der Verhaftung Dreyfus' an seine Regierung eine chiffrirte Depesche geschickt, worin er die Verhaftung mittheilte und die Regierung, welche keine Beziehungen zu Dreyfus gehabt hat, ersuchte, dies formell zu erklären, um von vornherein unliebsamen Erörterungen vorbeugen zu können. Diese Depesche war aufgefangen und ihr Inhalt wie folgt gefälscht worden: „Dreyfus verhaftet, Emissär benachrichtigt". In dieser Form hat sie Mercier, der um die Fälschung wußte, dem Kriegsgericht von 1894 vorgelegt, sie aber Dreyfus und seinem Vertheidiger vorenthalten.

Man darf nach der Aussage Freystätter's mit der Freisprechung Dreyfus' einigermaßen wenigstens rechnen. In maßgebenden Kreisen in Rennes ist man dieser Ansicht, rechnet aber auch gleichzeitig darauf, daß Krawalle größeren Umfanges im Anschluß daran entstehen werden. Hennion, der Chef der Geheimpolizei, hat einem Interviewer folgende Auskunft über die getroffenen Vorsichtsmaßregeln gegeben:

In den letzten Tagen der Verhandlungen werden die militärischen Detachements und die Polizei in der Stadt und um das Gefängniß verdoppelt werden. Die Ueberwachung der im Sitzungssaal Anwesenden wird auf das strengste durchgeführt werden. Die Taschenphotograph-Apparate all derjenigen, die der Geheimpolizei nicht genau bekannt sind, werden vorläufig konfiszirt werden. Untersuchungen auf Schußwaffen werden vorgenommen, und jeder Versuch, die Ruhe im Gerichtssitzungssaal zu stören, wird mit eiserner Hand niedergedrückt werden. Ein Spalier von Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett dürfte wahrscheinlich vor der Estrade aufgestellt werden und überall werden starke militärische Posten aufgestellt, wo der Ausbruch von Unruhen zu befürchten ist. Das Haus, in dem Oberst Picquart wohnt, ebenso die Wohnungen von Labori und Madame Dreyfus sollen streng überwacht werden. Dreyfus dürfte, falls er freigesprochen wird, unter ähnlichen Vorsichtsmaßregeln wie diejenigen, unter denen er nach Rennes gebracht wurde, wieder fortgeschafft werden. Im Gefängnißhof werden Tag und Nacht Gensdarmenposten stationirt. Dreyfus wird, so erklärte Hennion, auf keinen Fall etwas passiren.

Grund für derartige Vorkehrungen gegen etwaige Attentate ist vorhanden. Beträgt doch die Zahl der Demange und Labori zugegangenen Drohbriefe 108, ist doch sogar der Frau Labori und ihren Kindern mit Mord gedroht worden!

Aus Antibes wird die Verhaftung eines 39jährigen Mannes Namens Triffand gemeldet, dessen Signalement mit dem des Attentäters auf Labori übereinstimmt. Der Verhaftete hatte einen Revolver bei sich und kam aus Rennes.

Wegen Aufreizung zum Aufruhr ist gegen fünf Blätter eine Untersuchung eingeleitet worden, nämlich gegen das anarchistische „Journal du Peuple" und gegen

die nationalistischen Organe „Intransigeant", „Soir", „Libre Parole" und „Patrie". — Gegen den Herausgeber des „Eclair" Sabatier und gegen den Journalisten Sassajouz ist Untersuchung wegen Publikation eines geheimen Schriftstückes sowie wegen Fälschung eingeleitet, weil dieselben im September 1896 den Brief »ce canaille de D....« veröffentlichten und anstatt D... Dreyfus setzten. In drei Wochen wäre Verjährung eingetreten.

Die Regierung erwägt die Frage der Einberufung des Staatsgerichtshofs, welcher die kürzlich verhafteten Urheber des Komplotts gegen die Sicherheit des Staates aburtheilen soll. Wahrscheinlich wird das Einberufungsdekret in einer der nächsten Sitzungen des Ministerraths unterzeichnet werden.

Vom Pariser Festungskrieg ist nichts Neues zu berichten. Das Heraushängen der schwarzen Fahne aus der Festung Chabrol stellt sich als ein neuer Ulk Guerins heraus. Er sagt, er habe damit andeuten wollen, daß Frankreich in moralischer Trauer sei. Der Kranke im Hause befindet sich auf dem Wege der Besserung, seiner Mutter wurde am Sonnabend für 3 Stunden der Zutritt gestattet.

Der Herzog von Orleans wird wieder in Brüssel erwartet. Weder die Bevölkerung noch die Regierung sind von seiner Ankunft sehr erbaut. Verschiedene Zeitungen fordern bereits zu Demonstrationen gegen den Prätendenten auf.

China.

Ein englisch-russischer Konflikt. Das „B. Dalziel" meldet aus Shanghai: Der erwartete Konflikt der russischen und der britischen Interessen in Hankau ist jetzt ausgebrochen. Die Firma Jardine, Matheson u. Co. begann Sonntag nach Anweisung des englischen Konsuls Hurst einen Zaun um ihren Besitz innerhalb der russischen Konzession zu errichten. Da die Russen wiederholt versucht hatten, sich diesen Besitz anzueignen, schickte Konsul Hurst seine Konsulatskonstabler, um Jardine-Mathesons Arbeiter zu schützen. Ein Dutzend Kosaken marschirte darauf vom russischen Konsulate heran und entfernte die Arbeiter gewaltsam. Konsul Hurst wendete sich darauf an den Kapitän Small von dem britischen Kanonenboote „Woodlark"; derselbe landete fünfzehn Matrosen und brachte die „Woodlark" in solche Position, daß ihre Schnellfeuergeschütze das russische Konsulat beherrschten. Der Kampf schien einige Zeit unvermeidlich, er wurde aber abgewendet. Matrosen bewachen jetzt den Besitz. Das britische Kanonenboot „Esk" ist von Shanghai nach Hankau abgeschickt.

Lübeck und Nachbargebiete.

Dienstag, den 29. August.

Die „unparteiische" Presse. Gegen den Schaden, den die sogenannte „unparteiische" Sudelpresse an unserem Volksthum anrichtet, findet die Berliner Wochenschrift „Das neue Jahrhundert" einige scharfe, aber nur allzu gerechtfertigte Worte, die wir hier wiedergeben mit der dringenden Mahnung, daß unsere Leser und Freunde nicht nachlassen möchten in dem Kampf gegen diese „unparteiischen" Organe und in der Agitation für die Presse, die wirklich das Interesse des arbeitenden Volkes wahrnimmt und vertritt.

„Inmitten der beklemmenden und spannungsvollen Lage der Welt, schreibt das Berliner Blatt, „hat eine Presse erwachsen und sich ausbreiten können, die auf ihrem Schild die Parole der Parteilosigkeit geschrieben. Es haben gewiegte Geschäftsleute, unter deren Hände Salz oder Zucker auch in Gold sich gewandelt hätte, ihren Erwerbssinn auf das Gebiet des Zeitungswesens gerichtet und im Zeichen der alleinseligmachenden Annonce Blätter gegründet, deren Berechnungen sich als nur zu richtig erwiesen. Waren sie doch dazu geschaffen, dem großen gemeinen Sensationsbedürfniß der denkfaulen Massen zu dienen und ihnen zur Morgensemmel das **Neuigkeitsfutter** zu serviren, dessen der frühstückende Philister niemals entrathen kann. Man nehme die „General- und Lokal-Anzeiger" zur Hand; aus jeder Zeile athmet eine **bestialisirende Sensationssucht.** Solche Blätter erstanden in fast allen größeren Städten. Das Schwerste aber, womit diese Zeitungen an der Volksseele sich vergehen, das ist die charakterlose Unparteilichkeit, die sie auf ihr Banner geschrieben. Wie ist es möglich, daß in Zeiten, wie diese, große Blätter ohne Parteinahme bleiben? Heißt das nicht, das **politische Idiotenthum** vertreten?

Diese Nation, die so schneckenhaft langsam zu einem politischen Leben erwachte, die in Folge dessen so unendlich spät zu einem volklichen Zusammenschluß sich aufraffte, der endlich, nach so langer Zeit der demüthigenden Zerrissenheit und Schwäche, der Tag des Erhebens kam und die nun glücklich, eine jüngste Großmacht, ihrer Würde und Kraft sich bewußt ward — sie hat mit allen Fasern politisch zu sein und zu denken, sie hat mit allen Fiebern ihre Geister wach zu halten und ruhelos zu arbeiten und zu sorgen, daß die knappen Rechte ihrer politischen Mündigkeit ihr erhalten bleiben, daß sie den Ausbau erfahren, den das organische Wachsthum und Vorschreiten einer hochkultivirten Nation ganz ohne Zweifel zu fordern hat.

Was von diesen Erfordernissen findet in diesen Blättern seine Würdigung? Nichts; sie sind dem gemeinen Bedürfniß des **schmökernden Fischweiberthums** entgegen geschrieben und gehalten; das dickste Philisterthum athmet aus ihren Spalten. Ein litterarischer Freund fand dieses Bild: „Diese „Lokal- und General-Anzeiger" sind wie Walzen, welche über die platten Gehirne hinfegend, sie noch platter zu machen streben."

Soweit das „Neue Jahrhundert".

Wir wollen dem noch eine kleine kostbare Bemerkung hinzufügen. Vor längerer Zeit fand hier eine Schwurgerichtsverhandlung statt, in welcher ein Angeklagter auf seinen Geisteszustand untersucht wurde. Der medizinische Gutachter erklärte den Mann für hochgradig beschränkt, und unter anderen dies beweisenden Merkmalen führte er auch an: „Der Mann hat kein höheres politisches Interesse, er liest nur den **„Generalanzeiger"** und aus diesem auch meist nur das, was aus Schönberg kommt. In der Gegend ist er nämlich geboren." Dieses Urtheil wurde natürlich gefällt ohne jegliche Absicht, so ganz nebenher. Um so vernichtender ist es.

Eine Parteikonferenz für das Fürstenthum Lübeck tagte, wie bereits erwähnt, am Sonntag Nachmittag zu Fackenburg im Lokale des Herrn Baetau. Vertreten waren die Orte Eutin durch 3, Schwartau-Neusefeld durch 2, Stockelsdorf durch 3, Gnissau durch 1, Fissau durch 1, Gömnitz durch 1 und Malente durch 1 Delegirten, ferner die Agitationskommission in Neumünster durch 2 Genossen und die Presse durch einen Vertreter des „Lüb. Volksb." Ferner war Genosse Weinheber-Hamburg anwesend. Das Bureau ward gebildet von den Genossen Zigelski-Eutin, Evers-Stockelsdorf und Bos-Schwartau. — Zum ersten Punkt „Die diesjährigen Landtagswahlen" sprach nach einer kurzen Bemerkung Weinhebers zunächst Genosse Bos-Schwartau. Er erklärte es als selbstverständliche Pflicht der Genossen im Fürstenthum, eigene Wahlmänner aufzustellen. Leicht sei das nicht, da an manchen Orten noch viel Unkenntniß und Furcht herrsche. Es werde aber schon gehen. Die Aussichten seien gut. 70 Wahlmänner müßten gewählt werden, und zwar fänden die Wahlmännerwahlen schon im September statt. Daß hierin keine Einheitlichkeit herrsche, erhöhe die Schwierigkeiten noch. Daher sei eifrig zu agitiren, denn die Entsendung von Arbeitern in das Parlament des Großherzogthums sei dringend nothwendig. Unter den Arbeitern des Fürstenthums herrsche das Gefühl, daß mit zweierlei Maaß gemessen werde. Während man bürgerlichen Vereinen jederzeit gestatte, Festlichkeiten abzuhalten, verweigere man es den Arbeitervereinen. Die für gutgesinnt geltende Tremser Liedertafel dürfe stets Feste mit Einführungen abhalten, anderen Liedertafeln verwehre man sogar geschlossene Vereinsfeste. Trotzdem gehe es vorwärts. Herr Amtsrichter v. Heimburg habe auf einer nationalliberalen Zusammenkunft für Schwartau-Neusefeld ein Anschwellen der sozialdemokratischen Bewegung konstatirt. Das treffe zu. Sei doch der Sozialdemokratische Verein von 27 auf über 90 Mitglieder gestiegen. Hauptaufgabe sei es, die ländlichen Arbeiter aufzurütteln und in ihrer Ueberzeugung zu festigen. Es sei gelungen, fast überall geeignete Wahlmänner zu finden, wenngleich es an einigen Orten noch daran fehle. Das werde bei eifriger Arbeit aber noch nachzuholen sein. — Gen. Kasch-Lübeck besprach gleichfalls die Art, wie Feste im Fürstenthum freigegeben werden. Das Gefühl, daß hier nach dem Grundsatze „Wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe" verfahren werde, gründe sich allerdings auf Thatsachen, die dem Blindesten klar würden. Uebrigens sei die Vergnügungstheorie der oldenburgischen Regierung eigenartiger Natur und in wirthschaftlicher Beziehung in ihren Wirkungen noch eigenartiger, da sie die Arbeiter dazu treibe, ihr Geld statt in Oldenburg in Lübeck an den Mann zu bringen. Ob man das in Wirklichkeit oben beabsichtige, könne er nicht erforschen. Thatsache sei nur, daß durch dieses System die Geschäftsleute im Fürstenthum empfindlich getroffen würden. Liefere das nun selbstverständlich auch nur Wasser auf die Mühle der Sozialdemokratie, so habe diese doch alle Ursache, aus Gerechtigkeitsgründen hiergegen Front zu machen, genau so, wie sie energisch aufzutreten habe gegen die ihr zum Vortheil geschaffene Gesinde-Ordnung und das ihr zum Vortheil geplante Kontraktbruch-Gesetz. Der bisherige Landtag sei agrarisch-einseitig gewesen und habe demgemäß gehandelt. Die Arbeiter hätten gerade deswegen ein Interesse daran, Verfechter ihrer Anschauungen in das Parlament zu entsenden, damit der egoistischen die wahrhaft volksthümliche Politik entgegentrete. Wahlmänner zu finden und Wahlerfolge zu erzielen, werde bei reger Agitation wohl gelingen. Daran werde auch die Thatsache nichts ändern, daß die offenbar mit Arbeiten überlasteten Gemeindevorsteher noch den Tag der Wahlmännerwahlen nicht bekannt gemacht hätten, obwohl man von der Regierung seit langen Wochen den Tag der Abgeordnetenwahl wisse. Genosse Evers-Stockelsdorf kritisirte die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Arbeiter im Fürstenthum. Der Verdienst reiche in den wenigsten Fällen zur Ernährung der oft kinderreichen Familie. Auf den Touren durch das Land finde man manches Bild von Noth und Elend. Die Wohnungsverhältnisse seien zum Theil, wie er mit eigenen Augen gesehen, ganz trostlose. Ihn wundere es daher nicht, wenn die „Landflucht" mehr und mehr um sich greife, obwohl auch in der Stadt den Arbeitern keine Rosen blühten. Weiter verwies Redner auf die Ungerechtigkeit des geltenden indirekten Wahlverfahrens und die unserem Programm zuwiderlaufende Altersgrenze für die Wahlberechtigung. Hier müßten durchgreifende Aenderungen in freiheitlichem Sinne erfolgen. Genosse Weinheber-Hamburg wies auf die wichtige Frage der Gemeinderathswahlen hin. Dort sei ein Wahlrecht maßgebend, das eine Bevorzugung der Grundbesitzer in sich schließe, wie sie nicht besser gedacht werden könne. Die Arbeiter seien unter allen Umständen im Nachtheil. So könnten sie z. B. nie daran denken, in den Provinzialrath, der die vorberathende Körperschaft für den Landtag darstelle und auch sonst eine einflußreiche Stellung einnehme, Vertreter zu entsenden. Die Gesindeordnung, ein echt agrarisches Produkt, wimmele von einseitigen, den Arbeitgeber bevorzugenden Bestimmungen, weil sie eben von Leuten geschaffen sei, die selbst Dienstboten halten. Das Vereinsrecht sei überaus reformbedürftig, es gebe der Regierung den Arbeitern gegenüber geradezu unumschränkte Vollmachten. Alle in der Diskussion angeführten Punkte müßten bei der Landtagswahlagitation ausgenutzt werden, das arbeite auch für die Reichstagswahl vor. Was die Kosten anlange, so schlage er vor, bei den Lübecker Genossen eine Anleihe zu machen ev. auch durch den Provinzialparteitag in Neumünster ein diesbezügliches Ersuchen an sie zu richten. Genosse Kasch-Lübeck erklärte, in letzterer Hinsicht keinerlei Vollmachten zu besitzen. Persönlich empfehle er, lieber keine Anleihe zu machen. Man wisse ja, daß es doch nichts wieder gebe. Da sei ein einfaches Ersuchen um Unterstützung besser. Was Gesindeordnung und Gesindehalter anlange, so kenne und mache er einen Unterschied zwischen dem wirklich Noth leidenden und selbst gleich seinem Knecht schwer arbeitenden Bauern, der ehrlich seine Lage bekenne, und dem modernen Agrarier, der Schulden wie Haare auf dem Kopfe habe, aber hübsch in Stulpstiefeln hinter „seinen Leuten" einherstolzire und sie antreibe. Letzterer sei der Vertreter der nimmersatten Begehrlichkeit, die auch im Landtage mehr und mehr Platz greife und mit allen erdenklichen Mitteln bekämpft werden müsse, da sie auf Regimentsunkosten sich zu bereichern suche. Genosse Bos-Schwartau stellte sich hinsichtlich der Kostenfrage auf den Standpunkt Weinhebers. Gerade die finanziell leistungsfähigsten Genossen des Fürstenthums arbeiteten in Lübeck, seien durchweg dort gewerkschaftlich organisirt und würden zu Ausgaben herangezogen. Das verursache z. Th. den Geldmangel in den Parteikassen des Fürstenthums. Lübeck habe daher eine gewisse Verpflichtung einzugreifen und er hoffe auch, daß es geschehen werde. Die Presse müsse nach Kräften eingreifen, sie sei eine gute und bei den Gegnern gefürchtete Waffe. Die Besorgniß, im „Lübecker Volksbote" angenagelt zu werden, habe schon mancher Vorsichtige Hügel angelegt. Redner erzählte hierbei noch, wie in Gr. Parin ein Bauer am Tage nach dem Lübecker Volksfeste seinen geistig etwas beschränkten Knecht geprügelt habe, daß ihm das Blut aus Mund und Nase lief. Der behandelnde Arzt habe von einer Anzeige abgerathen mit den Worten, der Bauer sei ja sonst ganz ordentlich. Redner warf dann die Frage auf: Wie verhalten wir uns, wenn wir eine größere Anzahl Wahlmänner durchbringen, ohne die Majorität zu erzielen? Er rathe vor Allem davon ab, mit den Freisinnigen zu gehen. Redner schildert das Verhalten der Schwartauer Freisinnigen bei der Reichstags- und Gemeinderathswahl unter stürmischer Heiterkeit der Anwesenden. Hat nach ihm doch bei der Gemeinderathswahl der Führer jener Partei, Herr Green, den weisen Freisinnsspruch gethan, es müßten nur Leute gewählt werden, die auch Leute beschäftigten, und auf die Intelligenz komme es so sehr nicht an. Weiter meinte Redner, auch müsse erörtert werden, was zu geschehen habe, wenn bei der Wahlmännerwahl die Majorität erlangt werde. Genosse Kasch-Lübeck erklärte unter Zustimmung der Delegirten, daß auch nach den Ausführungen seines Vorredners die Presse wohl bisher hinsichtlich der Landtagswahlen auf dem Posten gewesen sei. Werde eine ausschlaggebende Minorität von Wahlmännern durchgebracht, so lasse man die Sachen eben an sich herankommen. Wollten die gegnerischen Parteien der Gerechtigkeit freien Lauf lassen und unserer Partei die der Wahlmännerziffer entsprechende Vertretung einräumen, so sei das gut und könne ohne irgend eine Verpflichtung von irgend einer Seite durchgeführt werden. Auf irgend etwas verpflichten dürfe sich die Partei nicht, auch auf die Gefahr hin, nach wie vor vom Landtage ausgeschlossen zu bleiben. Werde aber die Majorität erlangt, so werde man auch die nöthigen Abgeordneten zu finden wissen. Genosse Evers-Stockelsdorf kritisirte scharf die Schul-Verhältnisse. Er erwähnte einen Fall von Prügelpädagogik aus der Schule zu Ravensbusch. Beschwerde beim Schulinspektor habe nichts genützt, und die Staatsanwaltschaft habe den Vater auf den Privatklageweg verwiesen. In einem anderen Falle sei Klage eingereicht worden. Um die angebliche Selbstverwaltung der Gemeinden sei es ein eigen Ding; in Wirklichkeit existire sie in den meisten Punkten überhaupt nicht. Redner verwies auf die Anstellung der Lehrer und die vor einigen Jahren erfolgte Unterschlagung von 10 000 Mark Gemeindegeldern. Zur Regelung der Wahlmänner- und Abgeordnetenfrage empfahl er Einsetzung einer Kommission. Diesen Vorschlag befürworteten mehrere andere Redner. Genosse Boll-Stockelsdorf betonte, daß die Wahlmänner unter allen Umständen nach Eutin zu gehen hätten. Damit war die Diskussion, die gleichzeitig den Punkt „Agitation und Organisation" mit umfaßt hatte, geschlossen. Angenommen wurden sodann folgende Anträge: 1) „Die heutige Konferenz der Vertreter des Fürstenthums Lübeck ersucht die Lübecker Genossen um Bewilligung von 300 Mark für die bevorstehende Landtagswahl, weil die Agitationskommission Neumünster augenblicklich nicht in der Lage ist, Geld dazu herzugeben." 2) „Es wird eine Kommission von sechs Personen gewählt, welche nach Beendigung der Wahlmännerwahlen in Verbindung mit den Genossen im Herzogthum über das Verhalten bei der Abgeordnetenwahl zu entscheiden hat." In diese Kommission wurden gewählt: Zigelski und Müller-Eutin, Boller und Bos-Schwartau, Evers und Rönnfeldt-Stockelsdorf. Nachdem sodann unter „Verschiedenes" Genosse Kasch-Lübeck noch ermahnt hatte, bei Flugblattverbreitungen usw. für die Gewinnung von zuverlässigen Vertrauenspersonen auch in den kleinsten Orten zu sorgen, wurde die Konferenz vom Vorsitzenden mit einem begeistert aufgenommenen dreifachen Hoch auf guten Wahlerfolg und die internationale Sozialdemokratie geschlossen.

Für ein neues Sozialistengesetz plädiren in ihrer heutigen Morgenausgabe die „Lüb. Anz.", indem sie, den Spuren der „Hamb. Nachr." ohne Erröthen folgend, die Aufhebung des alten bedauern. Freut uns! Herr Gebhard mag seine Wahlreden einmal wieder durchstöbern und sich dann mit uns freuen.

ff. **Der Sanitätsverband** der freien Hülfskassen Lübecks hielt am 24. d. M. im Vereinshause eine außerordentliche Generalversammlung ab. Die Verlesung der Präsenzliste ergab das Fehlen der Bäcker-, Wagenbauer- und Drechslerkasse. Beim ersten Punkte der Tagesordnung, „Zahnärztefrage" entspann sich eine lebhafte Debatte, in deren Verlauf der Vorstand beauftragt wurde, sich mit sämmtlichen Zahnärzten und Zahntechnikern in Verbindung zu setzen und über das Ergebniß der Unterhandlungen in nächster Versammlung zu berichten. Zum Punkte 2 „Erhöhung der Leistungen der Medizinkasse" stellte der Vorstand folgenden Antrag: „Die Medizinkasse gewährt ihren Mitgliedern vom 1. Oktober ab frei Brillen, Bruchbänder und Bandagen, letztere jedoch nur bis zur Höhe von 6 Mark." Der Antrag wurde angenommen. Zu Punkt 3 lag ein Schreiben eines Kranken der Heilstätte Oderberg vor. Der Verfasser erwähnt in demselben, daß er sich im Besitze von ca. 70 Unterschriften befinde, welche die Richtigkeit seiner Behauptungen verbürgen. Aus dem Schreiben geht hervor, daß die Kranken sich weniger über das Essen beschweren, obwohl auch dieses Manches zu wünschen übrig lasse, als über die grobe Behandlung durch den Inspektor Timm, die vielen Insassen für ihre Gesundheit nicht eben förderlich sei. Die Versammlung war der Ansicht, daß ein Vorstelligwerden bei Herrn Gebhard nach den Erfahrungen des vorigen Jahres und nach den Erklärungen, die er auf dem Tuberkulosen-Kongreß den Krankenkassen-Vertretern der Hansestädte gegeben, erfolglos sein werde, und beschloß, den Brief durch den „Lübecker Volksbote" zu veröffentlichen, damit man sich in der Oeffentlichkeit über das Verhalten des Herrn Timm ein Urtheil bilden könne.

Das Feuer, welches am Sonntag das Bollert'sche Stallgebäude in der Wakenitzstraße zerstörte, soll durch unvorsichtiges Fortwerfen eines Streichholzes seitens eines Knechtes entstanden sein. Die erste Hilfe beim Löschen wurde von den Wärtern des Irrenhauses geleistet.

Badewesen. Die öffentlichen Badeanstalten am Finkenberge und an der Falkenwiese sind von heute ab an Wochentagen morgens von 6—9 Uhr und nachmittags von 3—8 Uhr und an Sonn- und Festtagen von morgens 6 Uhr bis nachmittags 1 Uhr geöffnet. Das Baden, für welches der Gebrauch von Badehosen vorgeschrieben ist, ist unentgeltlich. Die Aufsicht führen Hülfsschutzmann Robrahn bezw. Aufseher Tesch.

pb. **In Haft** geriethen ein von der Kieler Staatsanwaltschaft wegen Diebstahls steckbrieflich verfolgter

Arbeiter, ein Arbeiter, welcher zu Buntekuh einem Arbeitskollegen eine Uhr und 3 Mark aus dem Schranke gestohlen haben soll, ein Schmied aus Vorwerk, welcher am Sonntag Abend in der Katharinenstraße einen Schlosser schwer mißhandelt und durch Messerstiche verwundet hat, zwei Arbeiter, die sich des Hausfriedensbruchs und der Sachbeschädigung schuldig gemacht haben, ein hiesiger Tanzlehrer, welcher des Betruges bezichtigt wird, ein Bettler und zwei Trunkene.

Agitirt für die **oldenburgischen Landtags-wahlen!** * **Parteigenossen im Fürstenthum Lübeck!** * **Bildet überall Wahlkomitees!** **Sorgt für Geldmittel!**

Fackenburg. Eine Volksversammlung tagte am Sonntag Abend bei Paetau. Genosse Weinheber-Hamburg sprach über die bevorstehende Landtagswahl. Redner zeigte an verschiedenen Vorkommnissen, wie nothwendig es sei, daß auch die Nichtbesitzenden im Oldenburger Landtage vertreten sind. Erst in diesem Jahre hat der Landtag eine Dienstbotenordnung erlassen, welche sich von der Hamburger nur wenig unterscheidet, weil auch hier die Besitzenden maßgebend sind. Sehr scharf kritisirte Redner die Handhabung des Versammlungsrechts, weil auch hierbei mit zweierlei Maß gemessen wird.

Kiel. Mord? Ein schrecklicher Fund ist, wie man dem „Hbg. Frbl." meldet, am Sonntag von drei Schulmädchen auf dem Wege vom Hotel Hohenzollern nach Wellingdorf am Fußsteig gemacht worden. Unter einem Haufen Lumpen, die anscheinend von einem zerschnittenen Ueberzieher herstammen, lag eine Frauenhand. Die Hand trägt einen Siegelring. Die Polizei entfaltet die regste Thätigkeit, um den anscheinend vorliegenden Mord aufzuklären.

Bremen. Petroleum-Dividendenrebbes. Aus dem Geschäftsbericht der deutsch-amerikanischen Petroleum-Gesellschaft, die aus vier Aktionären zusammengesetzt ist, ergiebt sich, daß diese Gesellschaft bei einem Kapital von 9 Millionen Mark, unter Hinzurechnung von Abschreibungen und Reservefonds-Zuwendungen, **sechs Millionen** in einem Jahre „verdient" hat. Zweifelsohne ist der Verdienst noch viel höher, weil die vier Aktionäre Stillschweigen über die Höhe der Dividende pro 1898 beschlossen haben. In diesem Falle dürfte Diskretion noch mehr als Ehrensache sein. Die andere Filiale der Standard Oil Company, schreibt die „Frkf. Ztg.", die Mannheim-Bremer Petroleum-Aktiengesellschaft erübrigte bei einem Kapital von 3 Millionen Mark einen Nutzen, der sich unter Hinzurechnung von Abschreibungen und eines neu gebildeten Fonds auf ca. zwei Millionen Mark, somit gleichfalls auf 66⅔ pCt. beläuft. Wie hoch er in Wirklichkeit ist, dürfte schwer zu bestimmen sein, da z. B. die Unkosten um 160 000 Mk. mehr als im Vorjahre betragen, während die Verringerung des Betriebskontos um 125 000 Mk. darauf hinweist, daß ein Theil des Geschäfts den anderen Monopolgesellschaften übertragen wurde, die ihren Sitz in Neuß, Antwerpen und Rotterdam haben. Die Dividende wird indessen nur mit 47 pCt. bezeichnet. Daß ein großer Theil des Gewinnes durch das Lagermonopol herbeigeführt ist, läßt sich nicht bestreiten. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß der Mannheimer Petroleumpreis, welcher für Süd- und Mitteldeutschland, also für einen Bedarf von fünf Millionen Doppelzentner, maßgebend ist, **1,83** Mk. pro 100 Kilogramm, somit um neun Millionen Mark höher gehalten wurde, als in Bremen, nachdem den Monopolisten der von langer Hand vorbereitete Schlag gelungen war, sämmtliche Lagerplätze in ihren Besitz zu bekommen. Schon vor geraumer Zeit wurde durch eine gemeinsame Eingabe der Mannheimer Handelskammer, des Stadtraths und des Komitees unabhängiger Petroleumgroßhändler auf das Bedenkliche dieses Zustandes hingewiesen. Die seitens des badischen Staats hierauf angeordneten Gegenmaßregeln sind bekannt und waren deßhalb die Monopolgesellschaften gezwungen, den willkürlich angenommenen Frachtunterschied von 1,83 Mark auf das richtige Maß, nämlich 40 Pfg., zurückzuführen. Dieser Tarif entspricht auch der üblichen Rheinschiffahrtsfracht. Das Eingreifen des badischen Staates gegen die willkürliche Festsetzung der Verkaufspreise bedeutet einen Gewinn für den Konsumenten von jährlich sieben Millionen Mark. Um die gleiche Summe wären die Dividenden der Monopolgesellschaften geringer gewesen, wenn die Intervention früher erfolgt wäre. Die Gemeingefährlichkeit monopolistischer Betriebe kann nicht deutlicher dargestellt werden.

Quittung.

Für die ausgesperrten Däuen gingen ein:

Bisher quittirt	3090,93	Mk.
Wischendorfs Bau	8,—	„
B. L.	—,50	„
Die lustigen Schafskopfspieler	1,50	„
Freie Turner, Geburtstagsfeier A. E.	2,10	„
M.	1,—	„
Fabrik-, Land- und Hilfsarbeiter von Stockelsdorf durch E. D.	10,—	„
Geburtstagsfeier Sedanstraße	1,20	„
Bäcker der Genossenschafts-Bäckerei	4,85	„
Summa	3115,08	Mk.

Redaktion des „Lüb. Volksb."

Sterafchanz-Viehmarkt.

Hamburg, 28. August.

Der Schweinehandel verlief flau.

Zugeführt wurden 260 Stück. Preise: Versandschweine, schwere 46—48 Mk., leichte 49—51 Mk., Sauen 40—45 Mk. und Ferkel 48—50 Mk. pr. 100 Pfd.

Vitello-Margarine (bester Ersatz für Meiereibutter) Pfd. 70 Pfg.

empfiehlt **C. Harz, Breitestraße 60a** und **Sandstraße 27.**

Todes-Anzeige.

Sonntag Nacht starb nach langen schweren Leiden meine liebe Frau und meiner Kinder gute Mutter im Alter von 57 Jahren.

Tief betrauert von den betrübten Hinterbliebenen

F. Beyer u. Kinder.

Die Beerdigung findet Donnerstag den 31. August, Vorm. 11 Uhr, von der Kapelle des Allgemeinen Kirchhofs aus statt.

Herrn **Herm. Jürss,** Pelzerstraße 17, zu seinem am heutigen Tage stattfindenden 25 jährigen Geschäftsjubiläum die besten Glückwünsche!

Der Frau **L . . . e F . . . . ch** in der M—straße Nr. —b zu ihrem 27. Wiegenfeste ein dreifaches Hoch!

Ungenannt, doch wohlbekannt.

Schöne Zugänger und große Ferkel

Umstände halber zu verkaufen

Elswigstraße 30.

Viele gebrauchte guterhaltene **Fahrräder** billig.

O. Störzner, Johannisstr. 33.

Guter kräftiger Mittagstisch

Grosse Burgstrasse 11.

Preis 50 Pfg., die Woche Mk. 3.

Gesucht ein junger Knecht und eine Frau mit Kindern z. Brodaustragen nach fester Kundschaft.

Königstraße 89.

2 Betten à 27 Mk., 2 rothe Betten à 38 Mk. 2 Nußbaum-Vertikows billig zu verkaufen

Hundestraße 14.

Ein frdl. Parterre-Logis zu sofort

Drögestraße 7, in der Nähe des Schlachthauses.

Ein freundlich möblirtes Zimmer

zu sofort zu vermiethen Drögestraße 9, 2. Et.

Sopha, Rohrstühle, Tisch, Spiegel, Kleiderschrank, Waschtisch zu verkaufen Gr. Burgstraße 42, 1. Et.

1. Lübecker Zuschneide-Schule

99 Königstrasse 99.

Academisch-fachwissenschaftliche Lehr-Anstalt für Zuschneide-Unterricht in Herren- und Damen-Garderobe.

Sowie sämmtliche Uniformen der deutschen Armee und Marine, Staats-, Forst-, Post-, Steuer-Uniformen, Amtstrachten für Geistliche und Juristen unter persönlicher Leitung von **Franz Schulze,** Schneidermeister und Lehrer der Fachwissenschaft.

Schnittmuster-Versand.

Anfang des Cursus jeden 1.—15. d. Monats. — Circuläre und Prospecte gratis und franco.

Nur einmal in Lübeck! Berliner Zuschneide-Cursus!

Mittwoch den 30. August 1899 beginnt in **Riesewetter's Restauration u. Clubhaus** ein vierwöchentlicher Zuschneidekursus für **Damen- und Herrenschneiderei, Damen-Costüme, Mäntel-Confection, Herren-Moden, Uniformen.**

Tages- und Abend-Kurse.

Der Unterricht, vom Unterzeichneten selbst geleitet, wird nach unserer neuest erfundenen, durch Patente geschützten Methode ertheilt. Kein sogenanntes Normalsystem, kein Schema, keine Apparate oder sonstige Normalaufstellung.

Nur directe, leichte, sicherste und wissenschaftlich begründete Maaßaufstellung.

Neueste und grösste Erfindung der Zuschneidekunst.

Die Aufnahme von Theilnehmern findet noch am Mittwoch den 30. August von 12—2 u. von 7—8½ Uhr im obenbenannten Locale durch Unterzeichneten selbst statt.

Ad. Gust. Diedrich, Director der Berliner Zuschneide-Schule,

Berlin, Zimmerstrasse 38.

Wir empfehlen jedem Parteigenossen die Broschüren:

Der wirthschaftliche Materialismus

Von **P. Lafargue.** Preis 20 Pfg.

Gesellschaftl. u. Privateigenthum

Von **Ed. Bernstein.** Preis 15 Pfg.

Zur Arbeiterfrage.

Von **Ferd. Lassalle.** Preis 10 Pfg.

Socialpolitische Vorträge.

Von **J. Dietzgen.** Preis 15 Pfg.

Lohnarbeit und Kapital.

Von **Karl Marx,** Preis 20 Pfg.

Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.

Johannisstraße 50.

Zoologischer Garten, Lübeck.

G. m. b. H.

Mittwoch den 30. August 1899:

Vorletztes Auftreten der hochinteressanten, urkomischen Dressurnummer

Sarrasani.

Anfang Nachmittag 5½ Uhr. Eintrittsgeld: Erwachsene 40 Pfg., Kinder 20 Pfg.

Achtung!

Sanitätsverband der freien Hülfskassen Lübecks.

Verbandsfest

bestehend aus

Concert, Ball, Tombola etc.

zum Besten der Kassen-Invaliden

am Sonntag den 5. Novbr. 1899 im Colosseum.

Eintrittskarten und Tombola-Loose

sind bei sämmtlichen Kassenvorständen und Boten zu haben. **Das Fest-Comitee.**

NB. Die Vorstände, welche noch keine Eintrittskarten erhalten haben, werden gebeten, solche im Bureau in Empfang zu nehmen.

Uhren-Lager L. Römer.

Bedeutend ermäßigte Preise

von Reparaturen an daselbst entnommenen Wand- und Taschen-Uhren seit 10 Jahren.

W. Kuth, Vertreter, Lg. Lohberg 41.

Tivoli-Theater.

Mittwoch den 30. August.

Volksthümliche Vorstellung zu halben Preisen.

Die Mönche, oder:

Die Musketiere im Damen-Stift.

Lustspiel in 3 Abth. von M. Tenelli.

Kassenöffnung 6½ Uhr. Anfang 7½ Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Friedrich. — Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nachbargebiete" und die mit A. K. gezeichneten Artikel und Notizen: August Kasch.

Verleger: Theod. Schwartz. — Druck von Friedr. Meyer & Co. — Sämmtliche in Lübeck.

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr 202. Mittwoch, den 30. August 1899. 6. Jahrgang.

Goethe.

Am 28. August waren es 150 Jahre, daß Johann Wolfgang Goethe in Frankfurt a. M. geboren wurde. Väterlicherseits stammte er aus einer Familie, die einen raschen Aufschwung genommen hatte. Sein Urgroßvater war Hufschmied, sein Großvater Schneider und Gastwirth, der Vater war unabhängiger Privatmann, juristisch gebildet, durch Heirath mit den regierenden Familien der freien Reichsstadt verbunden. Johann Wolfgang bezeichnete den Höhepunkt der Entwickelung. Er ist das größte dichterische Genie, das Deutschland hervorgebracht hat, und die reichste Künstlerpersönlichkeit des 18. und 19. Jahrhunderts. Wir haben keinen Dichter, der ein reicheres Leben künstlerisch ausgemünzt hat als Goethe, keinen, der in gleichem Umfange seine Zeit in sich aufnahm und künstlerisch wiederzuspiegeln wußte.

Freilich wuchs er unter Verhältnissen auf, die einer allseitigen Entwickelung günstig waren. Frühzeitig wurde der Grund zu einer umfassenden Bildung gelegt, nicht versperrten ihm enge Verhältnisse den Weg, und dem Patriziersohne mit der früh entwickelten starken Beobachtungsgabe war von Jugend auf reiche Gelegenheit geboten, in die Verhältnisse des Frankfurter Gemeinwesens Einblicke zu gewinnen. Erstaunlich ist die kühle, überreife Lebenserfahrung, die der Leipziger Student Goethe an den Tag legt, wenn er in dem Lustspiele „Die Mitschuldigen" eine verlumpte Gesellschaft schildert, als wäre das das Selbstverständlichste von der Welt. Frühzeitig habe er, schreibt er aus Anlaß dieses Stückes in seiner Selbstbiographie, „in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Societät unterminirt ist", und schon früh oft den Gegensatz zwischen dem äußeren Schein und den wirren Verhältnissen im Leben bürgerlicher Familien durchschaut.

Aber man soll sich nun nicht vorstellen, daß Goethe seine reiche Lebenserfahrung billig zu stehen gekommen sei. Es war ihm gegeben, in einer Weise intensiv zu erleben, daß eine starke Natur wie die seine dazu gehörte, um sich zu erhalten. Er hat am Ende seines Lebens gestanden, daß er eine Folge von Freude und Schmerz ertragen habe, wovon das einzelne wohl schon hätte tödtlich sein können. Und das ist keine Redensart, wie seine Lebensgeschichte beweist.

Er war eine stark leidenschaftliche Natur, die sich dem Augenblick mit einer Inbrunst hingeben konnte, daß er wie von Sinnen erschien. Ein Studiengenosse aus seiner Straßburger Studentenzeit, der im Götz von Berlichingen verewigte Lerse, hat erzählt, daß er oft für Goethes Verstand gefürchtet habe, und mehr als einem seiner Zeitgenossen erschien er wie ein Besessener. Wenn ihn die Freude befiel, konnte er sich in Gesellschaft oft nicht meistern. Er konnte vor Vergnügen um den Tisch tanzen, die verschiedensten Gesichter schneiden und Possen treiben, daß den Philistern angst und bange wurde. Und diese Hingabe an den Augenblick hielt sich bis ins hohe Alter; noch der Herr Geheimrath Goethe, der Olympier, der der Welt so kalt erschien, konnte sich (z. B. 1810) in Gesellschaft ganz vergessen, sich einer „wahren unbedingten Lustigkeit" hingeben, seine ganze Stimme ertönen lassen und mit den Händen auf den Tisch schlagen, „daß die Lichter umherfuhren." Er konnte sich über eine anatomische Entdeckung so freuen, daß sich ihm „alle Eingeweide bewegten."

Wie in der Freude, so im Schmerz. Kleinigkeiten konnten ihn zu Thränen rühren. Der Schmerz über den Tod seines Sohnes brachte ihm eine tödtliche Krankheit. Der Abschied von Rom fällt dem fast vierzigjährigen Manne so schwer, daß er nach seinem eigenen Geständniß zwei Wochen vor der Abreise täglich wie ein Kind weint. Ja, die Leiden, die Gestalten seiner eigenen und fremder Dichtungen durchkosteten, konnten ihn so erschüttern, daß er laut schluchzte.

Manches von dieser Erregbarkeit mag auf Kosten der empfindsamen Zeit gesetzt werden; aber die Reaktion seines Gemüthslebens auf Ereignisse und Erlebnisse ist doch von der Jugend bis in's hohe Alter bei Goethe so stark, daß die hochgradige Erregbarkeit als ein Grundzug seiner eigensten Natur erscheint.

Ein solcher Mensch ist nicht leicht, was man so für gewöhnlich glücklich nennt. Er wird öfter in seinem Leben aus dem Gleichgewicht gebracht, und um so gefährlicher, je breiter sich seine Geisteskräfte entwickeln. Goethe hat mehr als eine Katastrophe in seinem Leben durchlitten und ist an Abgründen vorübergetaumelt, in die wir, sein Leben nachfühlend, noch heute mit Grauen hinabsehen. Wohl ist er als Dichter der kundigste Tröster in seelischer Noth geworden; aber er hat diese Fähigkeit zu trösten mit dem Verlust bequemen Glücks bezahlt.

„Ich habe in meiner Poesie", sprach er zwei Jahre vor seinem Tode, „nie affektirt. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen." Diese Worte sind im vollen Umfange zutreffend, wenn man von einer Reihe von unbedeutenden Werken absieht, zu denen er seine Poesie kommandirt hat. Er hatte im innersten die Schmerzen durchgefühlt, die seinen Prometheus zu dem Trotz gegen die Götter reif machten, er war Faust, der maßlos strebte, maßlos genoß, maßlos litt, er war jener Werther, der an seiner kleinlichen Zeit und der engen bürgerlichen Welt zu Grunde ging. Er kannte den Trotz des Götz, der tiefem Unbehagen mit der umgebenden Welt entsprang, und aus seiner eigenen bis auf den Grund aufgewühlten Seele rang sich jenes Gebet um Frieden los:

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Nun ja, es war ihm gegeben, das, was seine Brust zu tiefst bewegte, hinauszuklagen und hinauszujubeln, seine Reue und seine Seelennoth Gestalten seiner Phantasie beichten zu lassen und sich so zu befreien, wie er zugleich anderen, namentlich seinen Jugendgenossen, zum Befreier wurde, weil seine Leiden zum größten Theil auch ihre Leiden waren. Aber mit dieser Befreiung durch künstlerische Gestaltung ist es ein eigen Ding, und gerade in den Jahren, da Goethes Dichterkraft am frischesten sprudelte, erwies sich diese Befreiung als unzureichend.

Als im Jahre 1771 Goethe in Straßburg seine Universitätsstudien abgeschlossen hatte, kehrte er nach Frankfurt ins Elternhaus zurück. Es galt nun nach dem Willen des Vaters sich eine Existenz zu schaffen, und Johann Wolfgang wurde Advokat und suchte sich in der bürgerlichen Welt einzurichten. Es gelang ihm nicht. Er kam von Straßburg zurück als „Originalgenie". Sein Sinn stand nach Größe, nach Größe im Staatsleben wie im Privatleben. Und er fand Kleinheit in den Verhältnissen ringsum, Armseligkeit im Leben der Nation. Die innerliche Vollendung des Einzelmenschen war sein Ideal, und er fand Krüppel und Krämerseelen. Und in diesen Verhältnissen sollte er seßhaft werden? In dieser engen bürgerlichen Welt sollte er vielleicht ein Amt erstreben und sich damit genügen lassen? Ein unbändiges Freiheitsgefühl wurde in ihm wach. Wohin er blickte, sah er sich eingeschränkt durch Satzungen der bürgerlichen Gesellschaft, durch Schranken, die Staat und Kirche aufrichteten, und in nächster Nähe durch die Verhältnisse im Elternhause. Nirgends eine Stätte, wo sich seine Natur heimisch fühlte. Es kam die Stimmung der „heimathlosen Bohême" über ihn, wie wir vielleicht heute sagen würden. Was war ihm die Aussicht, in dieser Gesellschaft eine Rolle spielen zu können? Diese Aussicht konnte seine Energie nicht in Bewegung setzen. Er hatte Zukunftsbedürfnisse im Herzen, die nur unter freieren, reicheren, schöneren Gesellschaftsformen gestillt werden konnten. Natur, Freiheit, selbstherrliches Menschenthum! Er wie seine Gesinnungsgenossen rüttelten an den Ketten der Konvenienz; um so maßloser gaben sie Denken und Fühlen freien Lauf, je kläglicher und kleinlicher die übermächtigen Hindernisse waren, die sich ihnen in den Weg stellten.

Damals legte Goethe einer der Gestalten seiner Phantasie die Worte in den Mund: „Wißt ihr die Bedürfnisse eines jungen Herzens, wie meins ist? Ein junger, toller Kopf? Wo habt ihr einen Schauplatz des Lebens für mich? Euere bürgerliche Gesellschaft ist mir unerträglich! Will ich arbeiten, muß ich Knecht sein; will ich mich lustig machen, muß ich Knecht sein. Muß nicht einer, der halbweg was werth ist, lieber in die weite Welt gehen?" Damals formte er jene Gestalt des Ritters mit der eisernen Hand aus, der sich gegen die verrotteten Rechtszustände auflehnt und dessen letzte Worte, als es zum Sterben geht, sind: „Freiheit! — Freiheit!" Damals objektivirte er aus sich heraus den jungen Werther, der vom Vollkommenen träumte, ins Ungemessene schwärmte und dessen Lebenskraft an den Schranken zerschellte, die die Gesellschaft aufgerichtet hatte. Damals reiften die ersten Scenen des Faust, der zur letzten Erkenntniß vordringen möchte und aus der Studirstube in die Welt zieht, um sie genießend und wirkend zu erfassen.

Das sprudelt und brodelt alles in der Produktion der Frankfurter Zeit von 1771 bis 1775 und noch einige Jahre später. Und im Leben des Dichters ging es auf und ab wie in der Dichtung. Die Gefahr, sich zu verzetteln und verlieren, lag ebenso nahe, wie die, an dem Uebermaß im Denken und Fühlen zu Grunde zu gehen. An der oben angeführten Stelle läßt Goethe seinen Helden auch gestehen, „daß, wer sich einmal ins Vagieren einläßt, dann kein Ziel mehr hat und keine Grenzen; denn unser Herz — ach! das ist unendlich, so lang ihm Kräfte zureichen!" Der Herr Advokat Goethe hat es in jenen Jahren am Herumvagieren nicht fehlen lassen. Aber auch andere Stimmungen kamen auf. Der alte Goethe erzählt in der Selbstbiographie: „. . . von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, von außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen, bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, befreundete man sich in unmuthigem Uebermuth mit dem Gedanken, das Leben, wenn es einem nicht mehr anstehe, nach eignem Belieben allenfalls verlassen zu können —" wie Werther. Und fünf Jahre nach der Frankfurter Zeit schreibt der Dichter an seine Mutter über jenen wild bewegten Zeitraum: „Unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht."

Goethe fand einen Ausweg aus diesem Wirrsal, das an die Grenzen des Wahnsinns, des Selbstmordes und des Versumpfens geführt hatte. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß er einem Fürsten begegnete, der ihn in eine „engweite Situation" hinein versetzte, „wo die mannigfaltigen Fasern" seiner (Goethes) Existenz „alle durchgebeizt werden" konnten. Im kleinen Weimar fand der Dichter ein Wirkungsfeld, das doch weniger eingeschränkt war, als er es je in Frankfurt finden konnte, und in seiner Thätigkeit als Minister erhielt er ein Gegengewicht gegen sein unruhiges Träumen und Schwärmen. Mit Feuereifer ging er, in dem Bewußtsein, daß nur allseitiges Wirken ihn retten konnte, ins Geschirr, und lud sich so viel Geschäfte auf, daß zeitweilig die dichterische Produktion ganz ins Stocken kam. Seine Verdienste waren größere Sparsamkeit in der Landesverwaltung, eine Verminderung der Militärlasten, Verbesserung der Verkehrswege, Milderung des Wildschadens und reichere Ausstattung der Anstalten für Kunst und Wissenschaft. Goethe gewann

---

Der Sprung in's Finstere.

Roman von Gustav Höcker.

(21. Fortsetzung). (Nachdruck verboten).

Als Josefine den Maler empfing, wehte ihm aus ihrem Wesen ein Hauch von Heiterkeit entgegen, welcher zu dem bitteren Abschiede, den er in demselben Zimmer, ja, auf derselben Stelle von ihr hatte nehmen müssen, in auffallendem Gegensatze stand.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind," begann Josefine das Gespräch, als beide einander gegenüber saßen. „Ich habe ein Anliegen an Ihre Muße und möchte Sie bitten, ein Bild zu malen, welches mich allerdings in den Verdacht der Eitelkeit bringen könnte. Aber es ist weder für eines meiner Zimmer, noch für meine kleine Gemäldesammlung bestimmt, sondern für einen engeren Bekanntenkreis in Genf."

„Sie haben eine eigene Bildergalerie, gnädige Frau?" fragte Herdeck.

„Man kann es kaum so nennen," bemerkte Josefine obenhin, „ich habe dann und wann ein Bild angekauft, das mir besonders gefiel, und so hat sich allmählich mein Salon mit kleinen Meisterwerken angefüllt.

„O," sagte Herdeck, „würden Sie mir nicht das Vergnügen gönnen, die Sammlung in Augenschein zu nehmen? Ich weiß im voraus, daß sich darin ein geläuterter Geschmack, ein feines Kunstverständniß geltend macht, und dies würde den Genuß für mich verdoppeln."

Er hatte sich schon von seinem Stuhle erhoben.

„Für diesmal muß ich Ihnen die Erfüllung Ihres Wunsches versagen, so schmeichelhaft er für mich auch ist," bemerkte sie, während der unsichere Ton ihrer Stimme und der plötzlich gesenkte Blick eine dem Maler unerklärliche Verlegenheit zu verrathen schienen. „Ich bin mit der Anordnung der Bilder noch nicht ganz im klaren, sie genügt mir nicht —"

„Könnte ich Ihnen vielleicht meinen Beistand leihen?"

„Vielleicht ja — vielleicht mache ich später von Ihrer Güte Gebrauch."

Herdeck setzte sich nieder.

„Lassen Sie mich jetzt auf meinen Gegenstand zurückkommen," fuhr Josefine fort. „Ich wollte Sie nämlich bitten, mein Porträt zu malen. Wenn ich hoffen darf, keiner Ablehnung zu begegnen, so würde ich für die Sitzungen dieses Zimmer vorschlagen. Es besitzt Nordlicht und hat sich mir selbst als Atelier vortrefflich bewährt."

Ein langes Schweigen folgte, während Herdeck düster vor sich auf den Boden starrte. Ein schwerer Atemzug hob seine Brust. Dann sagte er: „Gnädige Frau, Sie erweisen mir eine große Ehre, und ich würde mich derselben gerne würdig machen — aber ich kann, ich darf nicht."

„Und warum nicht?" fragte Josefine, die schon über sein seltsames Schweigen erstaunt gewesen war.

„Ich bin Ihnen Offenheit schuldig," antwortete der Künstler, „und daher werden Sie mir verzeihen, wenn ich Sie an meinen vorigen Besuch erinnere und an die kühne Hoffnung, zu welcher ich mich zu erheben wagte. Ich brauche Ihnen wohl kaum zu bekennen, daß ich Sie damals mit den schmerzlichsten Empfindungen verließ, deren ein Mann fähig ist. Ich habe seitdem einen harten Kampf gekämpft und in meinem Herzen ist eine Wunde zurückgeblieben, die ich nur wieder aufreißen würde, wollte ich mich Auge in Auge dem Glücke Ihrer Gegenwart hingeben, wie es die Sitzungen zu einem Porträt mit sich bringen würden. Ich fühle meine Schwäche und füge mich lieber freiwillig dem Banne, den Sie damals über mich verhängt haben."

„Was Sie Schwäche nennen, ist in meinen Augen eine Festigkeit, die ich zu ehren weiß," entgegnete die schöne Frau mit einem milden Lächeln. „Wenn ich nun aber diesen Bann aufgehoben hätte, weil nun — weil ich Ihnen mein katholisches Gewissen zum Opfer bringen wollte."

Ein Blitz aus ihrem wunderbaren Auge, in dem etwas von Schelmerei lag, brachte ihn beinahe um seine ganze Fassung.

O, öffnen Sie mir nicht ein Paradies, das Sie mir doch gleich wieder verschließen würden, wenn ich dieses Wort ernst nehmen wollte!" rief er. „Nein, dieses Opfer würden Sie mir nicht bringen, ich weiß es. Und selbst wenn ich es glauben dürfte, so —"

„Und wenn Sie es glauben dürften?" fragte sie.

„So wäre ich nur um so unglücklicher."

Josefine schüttelte verwundert den Kopf. Sie wußte sich diese ihr völlig dunkle Rede nicht zu deuten.

Es dauerte lange, ehe Herdeck sich zu einer deutlicheren Erklärung entschloß, durch welche er alle Brücken hinter sich abbrach.

„Als Sie mich vor zwei Jahren beauftragten," begann er endlich, „Fanny von einer Ungenannten zu grüßen, hielten Sie Fanny irrthümlich für meine Frau. Dieser Irrthum wird nun zur Wahrheit werden.

Das schwere Wort war gesprochen. Herdeck sah Josefine bis in die Lippen erbleichen. Mit der ihr innewohnenden Seelenstärke wußte sie ihre gewaltige Bewegung zu bemeistern, aber doch lag ein Nachhall von Bitterkeit in dem leise bebenden Tone ihrer Stimme, als sie entgegnete: „Dann bedauere ich sehr, Sie vorhin durch meinen Scherz so erschreckt zu haben. — So haben Sie beide sich also wiedergefunden," fügte sie nach kurzer Pause hinzu, „und das ehrwürdige Sprichwort: „Alte Liebe rostet nicht" sollte auch hier recht behalten. Hatten Sie, wenn ich so fragen darf, die alte Bekanntschaft bereits erneuert, als Sie mir jenen Brief schrieben?" —

Sie lächelte. Aber es lag etwas Gereiztes in diesem Lächeln und ihr Antlitz hatte noch immer nicht seine frühere Farbe zurückgewonnen.

nun einen Einblick in die wirthschaftlichen Verhältnisse eines wenn aus kleinen Landes, und noch hatte er bei seiner Arbeitskraft Zeit, wissenschaftliche Studien zu treiben und eine folgenschwere Entdeckung im Gebiete der Naturwissenschaften zu machen.

Leicht ist ihm das Hineinwachsen in die neuen Verhältnisse nicht geworden, und die eingegangenen Verpflichtungen sind auch nicht durchweg günstig für seine weitere Entwickelung gewesen. Man mag das beklagen und bedauern, daß in der engen Weimarer Welt das Goethesche Wesen eingeschränkt wurde und nicht zu vollen Entfaltung kam. Aber vergessen darf man dabei nicht, daß thatsächlich das Unterkommen in Weimar für Goethe eine Rettung bedeutete und daß der Herzog in der damaligen kleinlichen Zeit einem „Originalgenie" einen Wirkungskreis eröffnete, den ihm heute, in größeren Verhältnissen, jeder Fürst verschließen würde. An praktischer Lebenserfahrung gewann Goethe im Staatsdienst und im Verkehr mit dem Hofe ungeheuer, und seine Erkenntnisse sind nicht immer gerade höflingsmäßig. Nach sechsjähriger Thätigkeit beschreibt er seinen Zustand wie folgt: „So steig ich durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftigste abfordern, das doch auch ein behäglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und so geht's weiter, und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann."

Es ist bekannt, daß Goethe nach etwa zehnjähriger aufreibender Beamtenthätigkeit die drückenden Fesseln, die er sich freiwillig hatte anlegen lassen, zum größten Theile abstreifte. Eine Reise nach Italien weckte in ihm die dichterische Produktion in einer Stärke, daß es galt, sich zu entlasten. Immerhin hat er noch bis 1817 das Weimarer Theater geleitet, und die Sorge für die Landesanstalten für Kunst und Wissenschaften bis an sein Lebensende getragen. Aber nach seiner italienischen Reise brauchte er doch nicht nicht mehr ein bis zum Uebermaß vielgestaltiges Wirken, um ein Gegengewicht zu seiner Phantasiethätigkeit zu gewinnen, daß ihn vor großen Katastrophen bewahrte.

So ruhig und glatt, wie man sich es gemeinhin vorstellt, ist aber auch das Goethesche Leben nach 1788 nicht verlaufen. Wohl verschanzte und verbarrikadirte er, der in der Jugend jeder Konvenienz gespottet hatte, sich von Jahr zu Jahr mehr hinter Förmlichkeiten, hielt die Außenwelt immer konsequenter von sich fern, schränkte sich ein, um nach seiner Sinnesweise leben und seine Persönlichkeit ausbilden zu können, ohne sich um andere zu kümmern. Als die französische Revolution ausbrach, blieb ihm freilich die Begeisterung fremd, die einen großen Theil seiner Zeitgenossen erfaßte. Als der Kampf gegen Napoleon die jugendliche Begeisterung anfachte, stand er freilich abseits und studirte chinesische Poesie. Aber deswegen war sein Leben nicht von starrer Ruhe.

Nach den reichen Erfahrungen seiner Jugend und seiner Mannesjahre war er in eine Geistesrichtung immer mehr hineingerathen, der die politischen Ereignisse der Gegenwart, und mochten sie noch so stürmisch verlaufen, nicht von Bedeutung waren. Weltbürgerthum, Weltliteratur, Weltbund, Weltfrömmigkeit — das waren Gedanken, die ihm das ganze politische Getriebe klein erscheinen ließen. In demselben Maße, wie er seine Existenz einschränkte, steckte er in seiner Gedankenwelt weitere Ziele. Hatte er in seinem Roman Wilhelm Meister einen Erziehungsroman geboten, in dem er zeigte, wie der einzelne Mensch im Rahmen der bestehenden Gesellschaft allmählich zu innerlicher Vollendung heranreifen kann, so dachte er sich nun eine ideale Gesellschaft aus, in der der vollendete Einzelmensch leben konnte; er schrieb die künstlerisch mißlungenen Wanderjahre, in denen sozialistische Gedanken auftauchen, die den höchsten Zorn liberaler Literaturprofessoren erregt haben.

Ein reiches Leben, das zu leben sich der, der es aushielt, recht sauer werden ließ, und demgemäß ein künstlerisches Schaffen, in dem sich ein Reichthum der Lebenserfahrung spiegelt, aus dem auf lange hinaus das geistige Leben der Nation gespeist und aus dem der einzelne Trost schöpfen und Lebensfreude gewinnen kann.

Noch ist, was das größte poetische Genie der Deutschen geschaffen hat, bei weitem nicht allen zugänglich geworden. Wohl zeigen sich überall Spuren seiner Wirksamkeit in der Kunst wie im Leben. Aber von der befreienden Wirkung der Goetheschen Poesie, die den Menschen auf sich selber verweist, haben noch Tausende und Abertausende keinen Hauch verspürt.

Wird der Genuß Goethescher Poesie je allgemein werden? Wird Goethe je volksthümlich werden? Wir hoffen es. Vor 50 Jahren, als in der Stille des Jahres 1849 Goethe auch gefeiert wurde, schrieb ein Einsamer im Hinblick auf die sozialistischen Elemente der Wanderjahre, daß Goethe gestorben sei „im Anschauen des Ideales, wie Moses am Ende fast der Wanderjahre seines Volkes, auf den Gipfeln des Grenzgebirges einer neuen Zeit, weissagend noch von dem Lande, welches die Götter als Friedensland der Menschheit beschieden." In die Zukunft hat Johann Wolfgang Goethe gewiesen, sein Schaffen wird weiter wirken in die Zukunft hinein und in immer breitere Schichten dringen, je freier die Formen der Gesellschaft werden, unter denen sich die Gesammtheit entwickeln kann.

G. Morgenstern.

Soziales und Parteileben.

Streiks und Lohnbewegungen. Wie in Halle und anderwärts haben auch die Former in Mansfeld (S.-A.) die Ausführung Leipziger Streikarbeit verweigert und die Arbeit niedergelegt. — Der Streik der Leipziger Tischler weist dank der Schnelligkeit des Vorgehens der Arbeiter einen durchaus günstigen Stand auf. Obwohl der Verband der Holzindustriellen und die Tischler-Zwangsinnung Himmel und Hölle in Bewegung setzten, seitdem der Beschluß zur eventuellen Arbeitsniederlegung wie ein Blitz aus heiterem Himmel erfolgte, wurde Sonnabend Vormittag im Streikbureau folgender Stand der Lohnbewegung festgestellt: Ausständig sind 602 Arbeiter und 11 Arbeiterinnen. Schriftlich bewilligt erhielten 222 Arbeiter in 14 Werkstellen. Außerdem wurde einer größeren Zahl Arbeiter mündlich bewilligt. Diese Bewilligungen sind in der obigen Zahl nicht mit inbegriffen, da das Streikkomitee die schriftliche Bewilligung als unerläßlich fordert. Von den 968 Tischlern, die für den Streik gestimmt haben, sind 9 Mann stehen geblieben, während andererseits von 92 Tischlern, die gegen den Streik votirten, sich ein großer Theil der Lohnbewegung angeschlossen hat.

Zwischen den Textilarbeitern der christlich-sozialen und der gewerkschaftlichen Richtung sind seit einiger Zeit Verhandlungen über ein gemeinsames Vorgehen gepflogen worden, welche jetzt, wie man der „Frankf. Ztg." aus Aachen meldet, zum Abschlusse gelangt sind. Fernerhin werden beide Richtungen für eine Regelung der Arbeitszeit, Beseitigung der Mißstände in den Betrieben, Hintanhaltung des Zweistuhlsystems und für die Regelung der Lohnfrage gemeinsam eintreten. Dieses Handinhandgehen waren das einzige Mittel, zum Ziele zu kommen.

Aus Nah und Fern.

Kleine Chronik. In Tilsit wurde Mittwoch Abend der Schmuggler Adam Gaischas aus Palendren (Rußland) auf dem Bahnhofe verhaftet, als er gerade mit dem Verschicken einer russischen Unterthanin Marianne Müller nach Amerika beschäftigt war. G. ist ein gewerbsmäßiger Schlepper, der russische Auswanderer aus Rußland über die Grenze schmuggelt, ihnen dann Billets verschafft und sie nach Amerika verschickt. Für diese Arbeit läßt er sich natürlich nett bezahlen und die betreffenden Personen werden oft bis auf den letzten Heller ausgepreßt, so daß sie vielfach auf halbem Wege der Behörde zur Last fallen, weil sie kein Reisegeld mehr haben. — Bei den Brügger Hafenarbeiten ist in einer Tiefe von 7 Metern im Westbecken ein vorchristliches Schiff, aus Eichenholz gebaut, freigelegt worden. Es ist 1,50 Meter breit und 10 Meter lang und sein in vier Stücke zertrümmerter Mastbaum ist an 7 bis 8 Meter hoch. Das Schiff muß untergegangen sein zu einer Zeit, in der das Meer diesen ganzen Theil Flanderns bedeckte. Es wird jetzt genau untersucht. — Bei einer Gasexplosion, die am Freitag in Dudley (England) stattfand, wurden zwei Personen getödtet und mehrere schwer verletzt.

Chronik der Majestätsbeleidigungs-Prozesse. Die Essener Strafkammer verurtheilte am 24. August den Zimmermann Laaks aus Buer wegen einer in der Trunkenheit ausgestoßenen Majestätsbeleidigung zu zwei Monaten Gefängniß. Der Angeklagte hat in einer Bierbankunterhaltung auf die evangelisch-liberale Regierung geschimpft und dabei auch die beleidigende Aeußerung gegen den Kaiser gebraucht. Er behauptete, sich des ganzen Vorfalles nicht mehr zu erinnern. Der Staatsanwalt beantragte eine Gefängnißstrafe von sechs Monaten. Der Gerichtshof zog die hochgradige Trunkenheit des Verbrechers in Betracht und erkannte demgemäß auf die oben angegebene Strafe. — Wegen Majestätsbeleidigung wurde in Erfurt der Arbeiter Meyer zu sechs Monaten verurtheilt. Er wohnte im Armenhaus, wo er in der Trunkenheit die inkriminirte Aeußerung that, die von seinem Stubengenossen — Degenhardt heißt der Ehrenmann — prompt denunzirt wurde.

Ein ländliches Ehedrama. Am Mittwoch unternahm der Landwirth Anton Proßenbauer in Alberndorf (Oesterreich) an seiner Ehegattin Anna einen Mordversuch. Proßenbauer heirathete vor 15 Jahren. Obwohl die Frau brav und fleißig und um das Wohl ihrer Familie besorgt ist, mußte sie von ihrem Mann viel Unbill erleiden. Er wurde kürzlich wegen Forderung von Alimentationsgebühren beim Bezirksgericht Schwechat verklagt. Da seine Frau davon wußte, suchte er sie aus der Welt zu schaffen. Mittwoch früh halb drei Uhr weckte er die Frau aus dem Schlafe und nachdem sie das Bett verlassen hatte, erfaßte er sie und schleppte sie, die nur mit dem Hemd bekleidet war, in den Hof zum Ziehbrunnen. Dann warf er sie kopfüber in den Brunnen, der etwa fünf Meter tief ist und zur Zeit einen meterhohen Wasserstand hat. Der Frau gelang es noch, sich an dem Schöpfeimer, der in dem Ziehbrunnen hing, festzuhalten, und sie schrie laut um Hilfe. Proßenbauer versuchte nun mit Gewalt den Wassereimer unter das Wasser zu tauchen, was ihm auch fast gelungen wäre. Aber der Sohn des Nachbars, Joseph Wuzlberger, hörte plötzlich den Hund bellen, und in der Meinung, daß Diebe da seien, eilte er schnell in den Hof, wo er die Hilferufe aus dem Brunnen vernahm. Als er fragte, was da los sei, gab ihm Proßenbauer zur Antwort: „Pepi, komm schnell zur Hilfe, meine Alte ist in den Brunnen gefallen! Hilf mir, sie herausziehen." Matthias Kernbaum, ein Knecht des Proßenbauer, der mittlerweile auch aus dem Schlafe erwacht und herbeigeeilt war, half nun die unglückliche Frau aus dem Brunnen ziehen. Es war die höchste Zeit. In Folge des kalten Bades und des ausgestandenen Schreckens stürzte sie ohnebewußtlos zusammen und mußte ins Bett gebracht werden. Ohne ärztliche Hilfe lag sie bis Mittag im Fieber bewußtlos und Niemand hatte eine Ahnung, daß an ihr ein Verbrechen verübt worden war. Als Mittags ein Gendarmerieposten-führer Albern passirte und von dem Vorfalle Kenntniß erlangte, begab er sich sofort in die Wohnung des Proßenbauer und ließ rasch einen Arzt holen. Nachdem Frau Proßenbauer wieder zum Bewußtsein gebracht worden war, schilderte sie den Fall, wie er wirklich war. Proßenbauer selbst legte ein Geständniß ab und wurde verhaftet.

Ein österreichischer Krüsewitz. Aus Graz wird gemeldet: Ein blutiger Konflikt zwischen einem Studenten und Kadetten rief am Sonnabend Mittag eine große Aufregung und lärmende Straßenszenen hervor. Der Mediziner Lichtenegger und der Kadett und Offiziersstellvertreter Schüll v. Glückfelden vom fünften Ulanenregiment geriethen in Streit, weil der Mediziner über den Säbel des Kadetten gestolpert war. Sie begaben sich in den Flur des nächsten Hauses an dem Marktplatz. Dort versetzte der Kadett dem Studenten eine Ohrfeige. Dieser erwiderte mit Stockschlägen, worauf der Kadett den Säbel zog und dem Studenten durch mehrere Hiebe eine Knochenwunde auf dem Schädel und Verletzungen an der Hand beibrachte. Die Menge drang in das Haus, brachte den Studenten in Sicherheit und wollte den Kadetten lynchen, der sich in die Wohnung des Hausbesitzers Julius Herzl flüchtete. Bald war das Haus von Hunderten umlagert, die lärmend die Auslieferung des Kadetten verlangten. Die Sicherheitswache besetzte Thor und Hof des Hauses. Die Menge erklärte aber, nicht vom Platze zu weichen, bis der Kadett das Haus verlasse. Erst nach mehreren Stunden kam der Bruder des Kadetten mit einem Wagen, den der Kadett unter dem Schutz der Sicherheitswache bestieg, worauf der Wagen unter dem Entrüstungsschrei der Menge davonfuhr.

„Ich muß diese Frage bejahen," gestand Herdeck. „Schon damals verkehrte ich wieder mit Fanny. Ob es wirklich nur ein Zufall war, der sie in mein Atelier führte, weiß ich nicht; aber sie sagte so."

„Und warum verschwiegen Sie mir, daß Fanny wieder hier ist?" forschte Josefine weiter, noch immer mit der gleichen Reizbarkeit. „Es war ja in unserem damaligen Gespräch von ihr mehrfach die Rede. Sie ist doch meine nächste Verwandte, und so gering auch unsere gegenseitigen Sympathien sein mögen, so würde ich sie doch aufgesucht haben, denn ich habe es nicht vergessen, daß ihr elterliches Haus mir einst eine Freistätte war."

„Gerade für eine solche Wiederbegegnung wollte ich nicht verantwortlich sein," entgegnete der Maler freimüthig, „deshalb schwieg ich. — Fanny ist, aus Gründen, die ich nicht kenne, so feindselig gegen Sie gesinnt, daß Ihnen der Empfang, den Sie bei ihr gefunden hätten, gewiß wenig Freude gemacht haben würde. Ich plaudere dies nur ungern aus, aber ich schulde Ihnen Aufrichtigkeit. Und so sollen Sie denn auch wissen, gnädige Frau, daß für mein jetziges Verhältniß zu Fanny, welche übrigens noch auf meine Erklärung wartet, Ihr Citat von der alten, nicht rostenden Liebe nicht zutreffend ist, wenigstens nicht auf meiner Seite. Mein Herz hat keinen Antheil dabei. Niemand könnte das besser wissen als Sie; ich zahle ihr nur eine Schuld der Dankbarkeit zurück."

„Nun ja," sagte Josefine etwas kühl, „Sie verdanken Fannys Vater Ihre vortreffliche künstlerische Ausbildung."

Herdeck schüttelte ernst den Kopf. „Als die dankbare Empfindung für diese Protektion in mir am lebhaftesten war und mit meiner Herzensneigung für die Tochter meines Gönners Hand in Hand ging, hat Fanny mich fallen lassen, wie ein Kind ein Spielzeug, dessen es überdrüssig geworden ist, beiseite wirft, und niemals kann sie in meinem Herzen die alte Stelle wieder einnehmen, denn dort ist doch nur Platz für ein schmerzliches Entsagen. Aber sie hat die Kränkung, die sie mir angethan, zu sühnen versucht. Ich gab Ihnen in meinem Briefe Andeutungen, daß eine freundliche, mir unbekannte Hand mich über die gefährliche Klippe meines Lebens erhoben und mich vor gänzlichem Schiffbruch bewahrt habe. Unerwartet fand sich ein Münchener Kunsthändler, der mir meine unverkauften Bilder zu hohen Preisen abnahm und zu einem wahrhaft fürstlichen Honorar ein größeres Gemälde bestellte, an welchem ich jetzt noch arbeite. Ich wußte wohl, daß ich dies nicht meinem Verdienste, nicht meinem Rufe zuzuschreiben habe, und forschte vergebens nach dem guten Engel meines Lebens. Seit Kurzem erst weiß ich, daß es Fanny war, und kann ich ihr dafür auch nicht mit meinem Herzen lohnen, so will ich es wenigstens mit meiner Hand thun."

Josefine hatte mit wachsender Verwunderung zugehört. Zuletzt war sie starr vor Erstaunen.

„Wie enthüllte sich Ihnen das Geheimniß, wer ihr unbekannter Beschützer sei?" fragte sie nach einer Weile, „Sie sehen, ich bin neugierig, wie alle Frauen."

„Diese Aufklärung wurde mir durch eine Maske auf dem Balle im Schützenhause."

„Sollte sich da nicht einer Ihrer Bekannten einen Faschingsscherz mit Ihnen erlaubt haben?" lächelte die junge Frau.

Herdeck hatte in seiner Mittheilung nicht weiter gehen wollen, aber er glaubte aus Josefinens Lächeln und aus der Betonung ihrer Worte ein mitleidiges Bedauern über seine Leichtgläubigkeit herauszulesen. Daher fand er sich veranlaßt, hinzuzufügen: „Ich habe später den sichern Beweis erhalten, daß Fanny selbst diese Maske gewesen ist."

Lange, lange weilten Josefinens große blaue Augen sinnend auf dem Maler. Dann erhob sie sich. Herdeck nahm dies für das Zeichen, daß er entlassen sei, und griff nach seinem Hute.

„Ich will Ihnen nun doch noch meine kleine Gemäldesammlung zeigen", sagte die junge Frau. „Da Sie sich aus meiner Nähe verbannen, so möchte ich Sie doch nicht scheiden sehen, ohne wenigstens von Ihrem sachverständigen Rath Nutzen zu ziehen."

Sie führte ihn durch eine Reihe von Zimmern in einen kleinen Saal, dessen Wände fast lückenlos mit Werken der Malerei behangen waren.

Der erste flüchtige Blick, den der Künstler rings auf die Sammlung warf, entlockte ihm einen Ausruf der Ueberraschung über die Reichhaltigkeit.

„Aber", fügte er hinzu, als seinem Auge sogleich eine große Lücke auffiel, „diesen Raum dürfen Sie nicht frei lassen, gnädige Frau; er hat das allerbeste Licht, und es könnten dort mehrere kleinere Bilder untergebracht werden, die vielleicht anderswo unter der Ungunst der Beleuchtung leiden. Wir werden gleich sehen."

„Der Platz hat bereits seine Bestimmung", lächelte Josefine, „er ist für ein größeres Bild reservirt, welches noch der Vollendung harrt."

Herdeck begann nun, die Sammlung einer eingehenden Musterung zu unterwerfen. Wir wollen aber nicht versuchen, sein Erstaunen, seine Beschämung und die ganze Stufenleiter der Empfindungen zu schildern, die ihn überwältigten, als er unter den Kunstwerken auch die aus seiner eigenen Hand hervorgegangenen Bilder wiederfand, für die ihm der Münchener Goldregen zugeströmt war. Nun wußte er auch, was dorthin kommen sollte, wo sich der leere Raum befand. —

Sprachlos, wankenden Schrittes, ging er von einem dieser alten Bekannten zum andern, während Josefine sich schüchtern an eines der hohen Fenster zurückgezogen hatte, dem Saale den Rücken zuwendend.

Es herrschte ein langes, tiefes Schweigen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Otto Friedrich. — Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nachbargebiete" und die mit A. K. gezeichneten Artikel und Notizen: August Kasch.
Verleger: Theod. Schwartz. — Druck von Friedr. Meyer & Co. — Sämmtliche in Lübeck